

Er kommt

Kapitel eins

Er kommt. Irgendwann. Sein Inhalt? Weiß ich nicht. Natürlich nicht. Noch nicht. Was ich weiß, er wird kommen. Es muss so sein. Es kann gar nicht anders sein. Ich könnte jetzt behaupten, mir würde bald der Engel Gabriel erscheinen und mir was ankündigen. Das nicht. Aber Bereitschaft ist alles. The readiness is all, sagt auch der Prinz aus Dänemark. Jedenfalls, mein Regler ist auf Empfang. Für die eine Botschaft aus der Zukunft. Und Zukunft gibt es. *Meine*. Die auf jeden Fall. Natürlich nicht diese übliche. Nicht diese Zukunft für jedermann, die einfach eintritt ohne Willen, ohne Zutun, ohne Bemühung. Einfach weil die Zeit nicht anders kann als abzulaufen samt den Leuten, die nichts anderes können als mitzulaufen. Das ist nicht Zukunft, das ist der Lauf der Dinge, samt Mitläufern.

Meine Zukunft wird sein. Denn ich werde ihn erfüllen. Den Auftrag. Die Aufgabe. Meine Bestimmung. Mit allen mir zur Verfügung stehenden Kräften werde ich da sein. Ich bin bereit. *Mein* Leben wird sein. Neugeburt. *ER*-Zeugung.

Das Leben als Halbtoter geht zu Ende. Zu lange habe ich den Atem angehalten. Ich werde aufatmen. Ausatmen. Das alte Leben ist durchblättert. Ein neues Kapitel wird aufgeschlagen. Kapitel eins.

Jedenfalls könnte dann vieles leichter werden. Glaube ich. Überzeugung macht alles leichter. Selbst Arbeit. Wenn es denn richtige Arbeit ist. Arbeit, die ein Werk hervorbringt. Aus mir. *Mein* Werk. Aus Überzeugung. Ein Überzeugungswerk. Das muss es doch geben. Für mich. Ich glaube daran. Endlich wieder an etwas glauben. Wer glaubt, kann nicht zugleich das Gegenteil glauben. Das Gegenteil denken kann man ja ohne weiteres. Man kann auch mehrmals am Tag seine Meinung wechseln. Nicht alles kann gleich glaubwürdig sein. Dass Gott die Welt in sieben Tagen erschaffen haben soll, ist wenig glaubwürdig. Sie wird kommen, die Freude im Leben und am Leben. Die fehlt mir. Das gebe ich zu. Freude ohne Anstrengung ist nichts wert. Wofür es lohnt sich anzustrengen gleich echte Freude und echte Befriedigung. Ich werde sein. Wirklich.

Bisher musste ich mich ja kaum anstrengen. Vielleicht ein bisschen wie für die Schlussprüfung am Gymnasium. Aber das ist schon lange her. Minimalanstrengung. Höchstens. Mich hat das alles wenig interessiert,

Geographie, Geschichte, Biologie, Chemie et cetera. Aber es war Stress. Stress ist Anstrengung, die man nicht will. Anstrengung, die man wählt, ist kein Stress. Auch das Immer-Gleiche tun zu müssen ist Stress. Das wählt man ja auch nicht. Oder vielmehr, man hat es einmal gewählt.

Man wählt einen Beruf, nimmt eine Stelle an und ist verdammt zum Immergleichen. Von den einst blumig eingegangenen und nun verwelkten Ehen will ich gar nicht sprechen. Tagtägliches Hamsterraddrehen.

Ich verlasse das Rad. Ich trete aus. Ich schreite voran. Ich sehe voraus. Zum Horizont. Sich etwas versprechen. Darauf kommt es an. Ein Pfeil sein. Einer der trifft.

Keinen Auftrag haben ist wie, als würde die Wirklichkeit mit mir drin langsam verschwinden, sich davonmachen, verduften. Es wäre dann eine Wirklichkeit, in der ich gar nie dazu gehört wäre. Ich bin nie da gewesen. Nun werde ich da sein. Der Auftrag schafft Wirklichkeit. Alles andere ist unwichtig, gleichgültig.

Vielleicht wird vieles an meinem Auftrag unklar bleiben. Das macht nichts. Das ist so bei einem Auftrag. Denn in einem Auftrag ist Zukunft. Wirkliche Zukunft. Und da ist eben vieles unklar. Ein solcher Auftrag muss es sein. Nicht Erledigung, sondern Gestaltung, Formung. Zeitformung. Ich werde Dinge sehen und tun, die ich noch nie gesehen und noch nie getan habe. Das allein wird er bewirken. Und das wird schön sein. Schön und.

Aber wann kommt er? Ich weiß es nicht.

Nicht ungeduldig werden. Eines Tages wird sie einfach da sein. Die Gelegenheit. Die ich dann ergreifen können muss. Bei den alten Griechen hieß der günstige Augenblick Kairos. Der Gott des Augenblicks ist das geflügelte Wesen, das auf Zehenspitzen und schnell wie der Wind daherkommt. Stirnseitig trägt er einen lockigen Haarschopf, an dem man ihn festhalten kann, den günstigen Augenblick. Dagegen ist sein Hinterkopf kahl. Wer ihn nicht rechtzeitig erkennt, der soll ihn auch nicht nachträglich noch packen können. Eine verpasste Gelegenheit bleibt eine verpasste Gelegenheit. Ich werde den Schopf nicht verpassen. Oder vielmehr. Von nun an werde ich alles tun, um ihn nicht zu verpassen. Ich muss konzentriert sein. Höchst konzentriert. „Er kommt.“ Ich habe den Satz auf einen Zettel geschrieben. Den trage ich immer auf mir. Im Hosensack. Niemand soll ihn sehen und lesen. Er ist mein Geheimnis. Eigentlich bräuchte ich keinen Zettel für den Satz. Ich kenne ihn ja

auswendig. Es ist eine Vorsichtsmaßnahme. Falls ich in der Geistlosigkeit des Alltags nicht mehr daran denke, was ich eigentlich und wirklich zu denken habe. Dann greife ich immer wieder in meine Hosentasche. Einfach so. Ich taste nach dem Zettel. Er ist noch da. Manchmal ziehe ich den Zettel hervor. Und lese ihn. „Er kommt.“ Du wirst einen Auftrag haben und er wird kommen. Und dann weiß ich wieder, worauf es ankommt.

Ich bin das einzige Mitglied meiner Geheimkirche. Der Satz auf dem Zettel ist der von mir geweihte Text. Mein Toraschrein. Es ist höchste Vorsicht geboten, dass niemand den Zettel sieht und den Satz liest. Nur Eingeweihte können den Text lesen. Nur ich bin in mich eingeweiht.

Sonst flöge mein Geheimnis auf. Dann wäre es beschmutzt. Vom Blick, vom Mitwissen der Anderen. Das darf nicht sein. Ich will keine Fragen beantworten. Ich werde meinen Auftrag haben und der gehört nur mir. Fraglos. Nur *ich* kann ihn erfüllen. *Ich* allein kann mir den Ritterschlag des sinnvollen Tuns geben. Und dieser Schlag ist der Einschlag der Wahrheit.

Flöge mein Geheimnis auf, käme er höchstwahrscheinlich nicht, der Auftrag. Dann wäre alles verloren. Alles oder nichts. Und nur ich allein kann und darf wissen, dass er kommt. Und wenn er dann da ist, erst recht. Nur ich. Denn er ist mein Entschluss. Mein Ziel und mein Ende. Er gilt nur für mich. Nur ich kann auf meine Gelegenheit lauern. Niemand anderer kann ihn erfüllen. Nur ich allein gebe mir die Vollmacht meiner Erlösung von der Gleichgültigkeit. Und ich muss daran glauben. Und ich glaube daran.

Zum Glück habe ich keine Frau. Zurzeit. Ich lebe allein und kann also auch von keiner Mitbewohnerin belästigt werden. Eine, die, um die Hose zu waschen, mich auffordert, die Hose auszuziehen und die Hosentaschen zu leeren, und dabei kontrollieren will, was ich in der Hosentasche trage! Diese Gefahr schließe ich aus. Ich wasche meine Hose selber.

Und den Tag hindurch schaue ich, dass mir niemand zu nahetritt. Ich habe auch keine Kinder, die aus Neugierde und zum Spaß meine Taschen leeren, während ich Mittagsschlaf mache.

Und damit auch die Kinder von oben, dieser Wuselhaufen, nicht in die Wohnung hineinschneien, schließe ich auch immer gleich ab, wenn ich heimkomme. Auf Glockengeläute muss man ja nicht immer und unbedingt reagieren und sofort aufstehen und nachschauen, wer was von einem will. Ich

tue einfach so, als wäre ich nicht da. Oder als würde ich schlafen. Die sollen sich die Eier, die sie vergessen haben einzukaufen, woanders holen.

Ich liebe Geheimnisse. Schon immer. Geheimnisse erhöhen die Spannung. Im Leben. Es ist das, was fehlt. Ein Geheimnis, das nur mir gehört. Mir allein. Ein wichtiges Geheimnis. Nicht so eines wie, dass ich einmal einen Füllfederhalter im Warenhaus gestohlen haben. Oder Geld aus dem Portemonnaie meiner Mutter genommen habe und mir Kaugummis gekauft habe. Nicht mal, dass ich als kleiner Bub in das Geschlecht von Barbara hineingesehen habe. In diesen rosa leuchtenden Eingang. Ich habe ihr dann auch meinen Stängel gezeigt. Und was ich dabei gefühlt habe, das war auch so etwas wie ein Geheimnis. Bis ich das Gefühl wieder vergaß. Solche Sachen haben ja alle gemacht. Irgendwann. Und die haben wahrscheinlich die gleichen Gefühle gehabt. In etwa. Ein Erlebnis, das andere auch haben, ist schon fast keines mehr. Jedenfalls kein richtiges Geheimnis.

Nicht jeder hat das Gefühl und ist überzeugt, er hätte einen Auftrag. Natürlich erfüllen die meisten Menschen ihren Pseudoauftrag: die Kassiererin gibt genau den Geldbetrag aus der Kasse, der ihr angezeigt wird, der Pilot startet erst, wenn er das Plazet zum Start vom Tower bekommen hat und die Frau Doktor schreibt das Rezept für das Antibiotika nur dann, wenn sie wirklich keine andere Wahl hat. Sie haben dabei auch nicht mehr das Gefühl eines wirklichen Auftrags, an den sie glauben. Die Routine, das bisschen Verantwortung erfordert keinen Glauben. Der Glaube. Ich weiß das. Er ist zentral.

Wer sich auf einen Auftrag vorbereitet, muss viele Dinge mit sich klären. Ich habe mir selbst die Frage gestellt. Bist du wirklich bereit für einen Auftrag? Nur ich kenne die Antwort. Aber ich weiß: Man muss sich konzentrieren, fokussieren. Auf das Eine. Nur das Eine. Das Kommende.

Und dann wird der Auftrag mein Leben umkrepeln. Mein Leben und vielleicht auch das anderer. Er wird alle und alles verwandeln. Davon gehe ich aus. Darauf muss er angelegt sein. Es kann nicht anders sein. Denn es wird ein großer sein. Er ist der Stein, der etwas ins Rollen bringen wird. Er ist der Stein, der Wellen werfen wird. Wellen, die im hinterletzten Erdenwinkel auf Sumatra, auf den Kurilen, auf Mauritius aufschlagen und alles durcheinanderbringen werden. Das muss so sein. Da bin ich mir sicher. Der Auftrag muss groß sein. Weil ich groß sein werde. Das kann gar nicht anders sein, wenn er hohe Wellen

schlagen soll. Was oben war, wird unten sein. Was das Dunkel verbarg, wird im Lichte stehen. Die Letzten werden die Ersten sein. Steht ja schon in der Bibel. Halleluja! Aber ich bin ja nicht religiös.

Das kann ganz sicher nicht einfach nur so eine kleine Erledigungssache sein wie früher, als mich die Mutter bat noch rasch Brot und Milch im Laden zu kaufen und ich mit einer Münze in der rechten Hand, zur Faust geschlossen, damit ich sie ja nicht verliere, die Straße entlang lief. Aber schon damals war es wichtig, dass ich die kleinen Besorgungsbitten gewissenhaft und zur Zufriedenheit meiner Mutter erledigte. Ja nicht die Münze verlieren oder auf dem Nachhauseweg die Milch ausschütten. Auch kleine Besorgungen müssen gewissenhaft erledigt werden. Leider habe ich die Milch ausgeschüttet. Es ist mir halt passiert, weil ich an anderes dachte. Wer die Milch ausschüttet, der ist für das Projekt Leben, wie ich es finden werde, nicht geeignet. Zurück auf Feld eins. Mit Nachhilfeunterricht den Wiedereinstieg schaffen. Nachhilfeunterricht für die Schule benötigte ich nie. Ich begriff immer schnell. Was ich nicht begriff: weshalb das Begriffen-Haben auch noch geprüft werden musste. Tests sind nur für die Lehrer und Lehrerinnen da. Ausdrücklich „die“. „Die“ liebten Tests besonders. „Die“ kontrollierten und korrigierten gerne. Mit Blaustift oder Grünstift, weil sie rot für zu schroff hielten. Fehlerzahl in Blau hielten „die“ für schülerfreundlicher. Aber natürlich ist nur die Fehlerzahl entscheidend. Ich brauchte keine Bestätigung, dass ich etwas begriffen habe. Und ich brauchte auch nicht den Vergleich mit anderen, den so genannten Mit-Schülern und Mit-Schülerinnen. Darum war ich in Tests immer mittelmäßig. Ich wusste aber, dass ich eigentlich nicht mittelmäßig war. Wenn andere etwas anderes von mir dachten, war mir das egal.

Aber nun werde ich der sein, der ich sein werde. Schlau. Schnell. Schuldig. Ja, schuldig. Es kann sein, dass ich mich schuldig machen werde. Weil ich allein, nur ich allein ihn, meinen Auftrag, erfüllen kann. Weil allein ich für ihn verantwortlich sein werde, kann allein ich schuldig werden. Es könnte ja sein, dass ich ihn nicht erfüllen kann. Was dann mit mir geschieht? Das wird sich dann zeigen. An irgendein Kreuz werde ich wohl genagelt werden. Symbolisch natürlich.

*

Noch nicht. Keine Brief im Kasten, keine Post in der Box, obwohl ich doch die ganze Zeit den Kasten und mein Mail-Konto abchecke. Ha, ha. Das ist jetzt ein Witz. Ich bin ja der Absender, der Postbote und der Postempfänger in einer Person. My brain is my box, my box is my brain.

Und auch wenn ich eine Botschaft von außen erwarten würde, dann wäre es natürlich kindisch, wenn ich meinte, ich könnte das Eintreffen eines Briefs beschleunigen, indem ich immer wieder zum Briefkasten eile und nachschaue, ob Post angekommen ist. Ich warte, aber es ist nicht ganz einfach das Warten auszuhalten. Das erinnert mich an die Zeit, als ich als Kind abends die Hausecke anstarrte, wo meine Mutter doch endlich erscheinen musste, wenn sie von der Arbeit heimkam. Was für eine Zeitvergeudung! Ich saß hinter dem Küchenfenster und fixierte die Wand, im Glauben mein Starren oder mein Abzählen bis auf hundert und solche Dinge könnte ihr baldiges Eintreffen bewirken. Man stellt Zusammenhänge her, wo gar keine sind, weil man den Zufall nicht gelten lassen will und weil man zu ungeduldig ist. Manchmal erwog ich auch den Gedanken, Gott würde den Zeitpunkt ihres Eintreffens bestimmen, und ich hätte das einfach hinzunehmen. Aber dann hätte mein Starren keinen Sinn gehabt. Ich hätte nur warten müssen und nichts für ihr Eintreffen tun können. Höchstens den Gott anbetteln können, das Heimkommen zu beschleunigen. Das habe ich dann auch ein paar Mal gemacht. Genützt hat es nichts. Außer dass ein wenig Wartezeit vergangen war. Der lässt sich nicht bitten. Und einmal schaute ich mir beim Beten von außen zu und fand mich saublöd und peinlich, dass ich zu jemandem redete, der gar nicht da war, und ja gar nicht zuhörte. Da machte es doch mehr Sinn, wenn ich mir einbildete, *ich* könnte ihr zeitiges Heimkommen bewirken.

Es muss eine Panne geben. Der Auftrag liegt irgendwo in meinem vernebelten Gedankenhimmel herum. Oder die Engel, die ihn mir bringen sollten, machen Ferien. Oder mein Hirn wurde gehackt. Und alle möglichen Aufträge wären entfernt worden.

Unsinn. Eine Botschaft, die ich selbst an mich richte, kann nicht gehackt werden. Es weiß ja niemand von meiner bevorstehenden existenziellen Veränderung. Und warum sollte jemand meine existenzielle Veränderung verhindern wollen? Existenzielle Veränderung. Ein großes Wort. Ja, sicher.

Aber bald passen nur noch große Worte. Das Kleingedruckte und alle Netzeinträge überlasse ich den Hamstern in den Hamsterrädern. Die können sich darüber hermachen und damit ihre Hirne zermartern.

Ich gebe ehrlich zu, dass ich schon gerne wüsste, wie ich zu meinem eigenen Eingebener werden könnte. Aber dann auch wieder nicht. Das ist kindisch. Denn eine Eingebung, eine Idee ist ein Geheimnis. Eine Idee kann man nicht bestellen. Bei Amazon, Google, Apple oder bei wem auch immer. Man weiß, nicht woher und wann sie kommt.

Aber ein Ideengeber hat Macht. Jeder hat nur so viel Macht, wie man ihm zubilligt. Nach demokratischen Gepflogenheiten am besten. Aber in meinem Hirn gibt es keine Gewaltenteilung. Über meine Ideen habe ich die alleinige Macht. Jedenfalls, ich billige die mir zu. In der Politik hat eigentlich niemand Allmacht. Der Allmächtige war insofern konkurrenzlos. Der Allmächtige konnte nicht ersetzt werden. Der Allmächtige war daher auch nicht paranoid wie all die Diktatoren. Er muss niemanden fürchten. Früher fürchteten wir ihn. Ich weiß nicht, ob ihn das befriedigte oder ob ihm das gleichgültig war. Aber was soll's, mit Gott ist es jetzt vorbei. Wir brauchen ihn nicht mehr. Getötet haben wir ihn nicht, wir haben ihn abgewählt oder einfach vergessen, wir brauchen ihn nicht mehr. Wir haben bessere Lösungen für Leiden gefunden, die er uns ja aufgebrummt hat, als die Lösungen, die in seinem Angebot waren. Wir beten nicht mehr und hoffen auf Gesundung dank seiner Gnade, wenn wir krank sind, nehmen wir die richtigen Medikamente, die die Krankenkasse zahlt. Unsere besseren Lösungen verdrängten ihn und ließen ihn uns vergessen. Genauso wie wir es mit unseren Ersatzgöttern halten: Filmstars, Sängerinnen, Präsidenten, Diktatoren und so weiter. Der Vorteil bei denen, man weiß zum Vorneherein, dass sie nicht lange vergöttert werden. Die haben keine Dauer. Die Süße bei den Stars ist schnell abgelutscht. Wir schaffen die Ersatzgötter ab, indem wir sie einfach nicht mehr kaufen. Und dann werden sie eben nicht mehr ins Gestell gestellt. erinnert mich an Waren, die es nicht mehr gibt. Bazooka-Kaugummi, zum Beispiel. Oder gibt es die noch? Nur noch wenig hat heutzutage Dauer. Manchmal bedauern wir das. Wir bekommen dann Sehnsucht nach dem Unvergänglichen. Eine Art Dämmer Schlaf mit Daumnuckeln. Aber dann wiederum wollen wir doch wählen können. Freiheit haben. Besonders die Freiheit das Immergleiche abwählen zu können.

Es muss genau der richtige Auftrag für mich sein. Allein ich weiß, was für mich gut und also der richtige Auftrag ist. Ich weiß, was für mich Sinn macht. Daran ist nicht zu zweifeln. Wer sonst denn wüsste, was für mich richtig ist?

Dass Menschen immer gleichzeitig nach Sinn suchen und dann den Sinn wieder anzweifeln? Sie kommen einem vor, als wären sie Becher, die mal mit Sinn überfließen oder deren Zweifel die mit Sinn gefüllten Becher immer wieder bis auf den Grund leeren. Ich kann dazu nur sagen, lasset es fließen, solange es hat!

He will be great or nothing! Er wird groß oder ein Nichts sein! Groß ist er, weil er mein Leben ein für alle Mal verändern wird! Nur ich weiß eben genau, was mir zugutekommen soll. Ihn muss ich mir einfach zumuten. Ihn, meinen Auftrag. Das geht nicht anders. Sich selber etwas zumuten.

Er wird bedeutsam sein und er wird ein Abenteuer sein. Wie in den mittelalterlichen Epen. Parzival. Feirefiz. Iwein. Gawain. Artus. Siegfried. Tristan. Erec. Und wie sie alle heißen. Erinnerungsresten aus meiner Studierzeit. Die hungerten nach Aventüren, irrlichterten hoch zu Ross in den Wäldern herum, von Einsiedler zu Einsiedler und von Burg zu Burg, kamen immer wieder zurück an den Königshof zu Artus, und erzählten in Tafelrunden von ihren Aventüren, wofür sie sich Ehre, Lob, Preis und vielleicht noch anderes von den adligen Damen erhofften. Aventüre kommt vom lateinisch Wort *adventura*, das so viel heisst wie, - so viel Lateinisch kann ich gerade noch – «ankommen» oder allgemeiner „das, was geschehen wird bzw. soll», also der Zufall oder das Geschick. Um das Geschehen in Gang zu halten verwickelt eine gewisse Frau Aventüre, die die Erzählfäden in der Hand zu halten scheint, sie immer wieder in Aventüren. Man muss sich immer Gelegenheiten verschaffen, bei denen man seine körperliche Überlegenheit und seine Kriegshandwerkskunst zeigen kann. Eine risikoreiche und nicht alltägliche Unternehmung ausserhalb des gewohnten Territoriums muss es schon sein, faszinierend, gefährlich und mit ungewissem Ausgang.

Ich liebe die Ritter, diese Giganten der guten und gleichzeitig abenteuerlichen Tat. Für sie waren Ernst und Abenteuer noch keine Gegensätze. Heute ist «abenteuerliches Handeln» sozusagen das Gegenteil einer ernsthaften und verantwortungsvollen Tätigkeit. Heutige Abenteurer machen Jagd auf Spannungsreize zwecks Hebung des Adrenalinspiegels und eines Zustroms an

Aufmerksamkeit. Weltumseglungen, Antarktismärsche, Kletterhöchstleistung, Springen über Strassenschluchten, Rekordjagden, Eintragungen in Rekordlisten.

*

Am Anfang war das Wort. Der Logos. Wie wahr. Alles ist durch ihn geworden, und ohne ihn ist auch nicht eines geworden, das geworden ist. Sein Wort ist uns Auftrag, hieß es einst. Aber jetzt gilt: Mein Wort ist mein Auftrag. Worte sind mitnichten Schall und Rauch. Denn Worte können dich ins Heil führen. Oder ins Verderben. Oh je. Jetzt werde ich doch noch religiös. Aber es ist doch so. Bevor ich etwas entscheide, etwas tue, dann rede ich doch zuerst mindestens mit mir, lasse mir eine Sache durch den Kopf gehen. Und das tue ich mit Worten. Freilich tue ich oft Dinge, die zuvor überhaupt nicht überlegt sind. Routinehandlungen, Automatismen, spontane Bauchentscheidungen, intuitive Schnellschüsse. Dabei geht mir sehr wenig durch den Kopf. Meine ich wenigstens. Jedenfalls denke ich nachträglich, ich sei bei den Überlegungen nicht dabei gewesen.

Wenn ich mir den Auftrag erteile, dann werde ich dabei sein. Voll und ganz. Selbstbeauftragung. Selbstermächtigung. Ich habe bisher wenig bis keine Erfahrungen damit gemacht. Ich will das jetzt nicht unnötig aufblasen. Nach der Matura und dem Rausschmiss aus dem elterlichen Nest war ich gezwungen zu arbeiten. Meine Jobliste ist lang: Reiseleiter, Unterhalter auf Geburtstagen und Hochzeiten, Taxifahrer, Zeltplatzwart, Schwimmbad-Aufseher, Hilfsarbeiter auf dem Bau, Zeitungen morgens früh in die Briefkästen verteilen, Korrekturenleser, Marktfahrer und natürlich Bummelstudent der Philosophie und der Germanistik mit intensiver Freizeitgestaltung. Ich habe vieles probiert, was sich eben gerade anbot. Aber einen Job erledigen ist nicht dasselbe wie einen Auftrag erfüllen.

Dann kam dieser Lehrerjob. Stellvertretung für drei Monate. Es fand sich niemand anderer. Von einem Freund, der in ein Sabbatical verreiste, wurde ich zur kompetenten Lehrkraft für Deutsch und Geschichte schöngeredet. Ich sagte zu und hatte das Gefühl eine richtige Entscheidung für mich getroffen zu haben. Es war die Wahl, freiwillig in ein Gefängnis einzutreten. Ja, für einen,

der es liebt, Noten zu erteilen, andere zu beurteilen, ist Schulegeben genau das Richtige. Vorne auf dem Thron sitzen und Richter spielen. Ich vermied es, Noten zu geben, wo ich nur konnte. Ich hasste die Noten als Schüler und ich hasste sie als Lehrer. Und ich hasste die Schule, wenn ich zu Hause an sie dachte. Saß ich drin im Klassenzimmer, hasste ich sie weniger. Die Schüler liebte ich. Draußen tobte die Welt und wir saßen ziemlich friedlich und gelangweilt, die Schüler, ja, auch die Schülerinnen, und ich, in der Schulstube und ich erörterte, was ein Erörterungsaufsatz ist. So ein Schmarren! Das österreichische Wort passt da am besten. Eine zu süße Mehlteigspeise, auf die man getrost verzichten kann. Unterrichten ist Teigzubereiten und Teigfressen. Hefeteig, der aufgehen soll. Macht dick. Die wissensdicken Schülerinnen und Schüler mit wöchentlicher Diarrhö in Form von Tests. Mit fast nichts konnte ich mich dabei trösten. Mit ein bisschen „Es ist doch schön in die jungen erwartungsfrohen Gesichter schauen“, oder „Die schönen sechzehnjährigen Mädchen mit ihrem Fragezeichenblick anschauen“, „Dumme Witzchen reißen“, „Das bisschen Willkür bei der Notenvergabe verspüren.“ Also doch! Der Lohn für Sonntage voller Orthographie- und Kommafehler. Ich habe mir oft gewünscht ins Koma zu fallen. Knall auf Fall mitten in der Erklärung der Verschiebeprobe. Beim Verschieben der Satzglieder. Jesses! Wohin hat es den jetzt verschoben. Mit dem Herr XY ist was los? Einfach aus dem Satz geflogen. Machen mit wir jetzt ihm was sollen?

Chaos. Ich liebe Chaos. Die zu einem Fleischklumpen gewordene Unterrichtsmaschine.

Igitt! Wir machen nichts, gar nichts. Der kommt schon wieder hoch und zurück. Er ist ein Wiedergänger.

Lehrer haben Training im Tiefgefrieren und Auftauen ihres Fleisches. Immer draußen vor dem Schulhaus wieder auftauen.

Hat wahrscheinlich die Nacht durchsauft. Ja, und jetzt ist er müde. Übernächtigt. Lasst ihn ein bisschen schlafen. Wir gehen jetzt alle ganz leise aus dem Zimmer und lassen ihn schlafen. Susi, die Musterschülerin, kann ja bei ihm bleiben und Händchen und Wache halten. Halts Maul, du Blödian!

Nichts von alledem ist wahr! Nie fiel er ins Koma. Ins Koma fiel er nie. Nicht während einer Verschiebeprobe, nicht als Ludwig dem Sechzehnten, König von Frankreich, Bourbone und Hochverräter, sauber, zuverlässig und

aufgeklärt der Kopf guillotiniert wurde. Und Susi kniete nie an seiner Seite und hielt ihm nie die Hand und strich ihm nie über die Stirn. Nein! Immer verharrten die Schüler auf der anderen Seite der Front und warteten auf den Angriff mit Folien, Arbeitsblättern, Power Point Shows und Übungstests. Aber bitte mit taktischem Geschick und System vorgehen! Unterrichtsschritte Nummer 2, 3, 4 und 5. Oh, was für ereignisreiche Minuten!

Und wann haben sie endlich wieder einmal eine kreative Idee?

Hä? Ist das denn vorgesehen?

Das musste aufhören! Einfürallemal! Das ist kein Auftrag. Das erledigt man mit links. Und darum ist man auch immer so erledigt, wenn man nach Hause kommt. Dafür kommt man doch nicht auf die Welt. Und dann soll das Leben auch noch ein Geschenk sein, wofür man dankbar zu sein hat. Das so genannte Leben mindestens, vielleicht auch die Welt überhaupt, ist eine Enttäuschung. Nur schon deshalb, weil ich es einfach nicht mehr schaffe zu behaupten, ich hätte doch noch etwas Sinnvolles auf der Welt angestellt.

Aber Sie haben das alles selbst gewählt, Herr Langweiler. Ja, ja, man sagt zu. Man muss zusagen. Einmal muss man ja zusagen. Man kann nicht immer absagen. Darum habe ich ja auch Rosemarie zugesagt. Rosemarie aus einem Alpen-Oberland. Davon gibt es viele, hier. Alpentäler und ihre Rosemaries. Die Alpentäler entleeren ihre Rosemaries in die Städte. Und die Städter kraxeln hinauf auf die Alpengipfel und wieder runter. Samstags und sonntags. Und darum gehören wir alle zu der einen Nation, der Nation der Frühauf- und Spätabsteiger.

*

Rosemarie, oh, Rosemarie. Wir liebten uns nie. Wir waren das Paar, das immer nur am Beckenrand stehen blieb und nie hinein und hinab tauchte ins Nass des Lebens. Wir haben uns nie nass gemacht. Da waren wir uns unglaublich einig. Und wir hielten beide diese Einigkeit für Liebe. Wir wussten es einfach nicht besser. Deshalb suchten wir ständig Zweisamkeit zu zelebrieren. Wir fühlten uns als die zwei, die meinten, sie seien eins, indem sie beständig versuchten herauszufinden, was der andere dachte und wünschte. Und oft bevor der andere überhaupt sich etwas wünschte. Und so kam es, dass wir besser Bescheid über

die Wünsche des anderen wussten als er selbst. Die stärkste Liebesbeweis schien es dann, wenn der Beglückte sein Erstaunen äußerte, indem er sagte, dieses Buch, diesen Schal, diese Tasche habe ich mir schon lange gewünscht. Das ist ja genau das, was ich mir wünschte. Wir sagten das, obwohl wir den Wunsch gar nicht gehabt hatten. Du gibst mir genau das, was ich brauche. Das waren die einsamen Liebeshöhepunkte, die punktgenauen Orgasmen unserer innigen Zweisamkeit.

Wünsche, von denen der andere nichts wusste, nichts ahnte, sollte es bei dieser Art von Liebesbezeugungen gar nicht geben. Es gab sie aber trotzdem. Ich hielt meine unausgesprochenen Wünsche zuerst für falsche. Moralisch unstatthafte. Solche zum Vergessen. Egozentrische. Aber ich konnte sie nicht vergessen. Sie verwandelten sich merkwürdigerweise in rettende Inseln, auf denen ich einsam hauste, aber doch Inseln im erschreckend endlosen Ozean der vereinbarten ewigen Zweisamkeit. Und ich musste denken, dass es Rosemarie ebenso erging.

Aber dass der andere doch geheime Wünsche hatte, entging uns natürlich nicht. Denn wir waren zu wahrhaften Profis im Beobachten des anderen geworden. Und wir wussten daher, dass wir uns nicht alles sagten, was es zu sagen gab, weil wir ja selber nicht alles sagten, was wir hätten sagen müssen. Aber auch wenn wir es gewollt hätten, wir konnten einander gar nicht immer sagen, was wir dachten. Es fehlten uns die Worte dafür. Die waren uns im Laufe der Zeit abhandengekommen. Abhandengekommen, weil wir nur noch die kannten, die zur Zweisamkeit gehörten.

Aber eines Tages sagten wir uns auch das. Das mussten wir einfach tun. Um unserer Liebe willen. Natürlich wurde uns das ein weiterer Beweis für die fortzusetzende Liebe. Und ich sagte zu ihr: Ich weiß, dass du mir nicht alles sagst, was du denkst, und ich kann dir nicht alles sagen, was ich denke, aber gerade dadurch können wir uns doch aufgefordert fühlen diese Lücke zu füllen. Ich vervollständigte deine und du meine Lücke. Das wäre beinahe das neue Partnerspiel mit Zielvorgabe geworden: Beziehungserneuerung durch gegenseitiges Lückenfüllen.

Aber es funktionierte nicht. Ich vermute, dass du das und das sagen wolltest. Stimmt du dem zu? Und nur um der Zweisamkeit willen stimmten wir den gegenseitigen Zuschreibungen zu. Aus bloßen Vermutungen wurde Wissen,

auf das man sich berufen konnte. Obwohl, es doch gelogen war. Denn das eigene Denken kann nicht einfach mit dem vermuteten Denken eines anderen ersetzt werden, selbst dann nicht, wenn die Vermutung sich als Gewissheit tarnt. Und so kam es, wie es kommen musste, wir hörten dem anderen nur noch zum Schein zu. Wir ließen einander reden und taten so, als würde das die Schönheit unseres Zusammenseins steigern.

Das Schöne war nur noch zum Schein schön. Es war hohl, denn es wollte ohne die Hässlichkeit des Lebens auskommen. Und darum trieb uns diese falsche Schönheit unserer Zweisamkeit wie die Schiffsplanken eines zerschellten Boots auseinander.

Uns blieben nur die Geheimnisse, die so geheim waren, das wir sie nicht einmal richtig hatten benennen können. Aber darin schlummere das Leben, das wirkliche Leben, oder versteckte sich gar die Liebe, die echte, glaubten wir. Oder glaubte ich, Rosemarie glaubte es vielleicht auch. Aber das weiß ich nun eben nicht. Nur den Verstrickungen sind wir beide sozusagen knapp entkommen. Darum hat sich auch hier die Selbstbeauftragung nicht als Königsweg erwiesen. Eher als ein Marathon auf einem Stadionrundkurs. Mehr als hundert Mal in einer Ellipse herumrennen. Abbruch nach schon nach 3 Kilometern. Seither fürchte ich mich vor meinen Entscheidungen.

*

Noch immer nicht. Ich halte mir mein Versprechen nicht ein.

Seit ich diesen Lehrerjob losgeworden bin, hat sich mein Leben natürlich verändert. Ich möchte nicht sagen, dass ich das frühzeitige Loswerden gewollt habe. Aber ich wusste ja, dass es so enden würde. Und auch, dass ich wieder mal vor einer Situation stehe, wo ich mich nach einer neuen Einnahmequelle umsehen muss, ist mir ja vertraut.

Aber vorläufig genieße ich es, nichts zu tun, außer bei der Arbeitslosenkasse zu stempeln und zu warten. Ich brauche morgens nicht mehr aufzustehen, nur um einen Stundenplan einzuhalten. Ich kann mir sozusagen jeden Tag selber einen neuen Stundenplan geben. Aber eigentlich kann ich mir planvolles Leben überhaupt ersparen. Von nun an ist mein Leben unendliches Improvisieren. Mit

mir als einzigem Musiker. Habe mal kurz Posaune gespielt. Ich posaune mich durch die Wirklichkeit. Ha, ha.

Nie mehr korrigieren, nie mehr zurechtweisen, nie mehr benoten. Niemand erwartet das von mir. Allerdings erwartet überhaupt niemand mehr etwas von mir. Ist das ein Problem? Man kann sich ja Probleme machen, wo gar keine sind. Das nennt man Neurose. Einfach nur um andauernd in den Modus eines Jammerers zu kommen. Jammern weckt Aufmerksamkeit und ist ansteckend. Zusammen jammern ist auf jeden Fall vergnüglicher denn als einsamer Wolf ins mediale Dunkel zu heulen. Einige schaffen es, in den Modus des hektischen Problemlösers zu wechseln. Problemnerds. Sie stellen die Schnauze in den Wind, um die Probleme, schon bevor sie auftauchen, zu wittern und kaum sind die da, bieten sie einem schon i h r e Lösungen an. Sie haben immer für alles eine Lösung, sogar für Probleme, die noch gar nicht aufgetaucht sind. Sie sind eben lösungsorientiert. Krummes, das andere verbogen haben, wieder gradbiegen, sonst fühlen sie sich nutzlos und einsam. Manche verdienen damit Geld. Manche erfinden auch Probleme, wo gar keine sind, nur um sich als Problemlöser anbieten zu können. Ärzte zusammen mit Pharmafirmen erfinden Krankheiten, wofür sie schon ihr Medikament bereithalten. Psychologen lancieren in populärwissenschaftlichen Zeitschriften psychische Leidenstrends, für die sie schon ihre speziellen Therapien in der Tasche haben. Zuerst leiden wir am Unglücklichsein, zehn Jahre später am anhaltenden Glücklicheinwollen.

Mein Fall ist anders. Mein Fall ist freier Fall. Noch bin ich weit oben. Das Dort, wo der Fall aufhört zu fallen, ist noch nicht zu sehen. Meine Hoffnung auf den Auftrag ist mein Fallschirm. Minütlich erwarte ich, die Reißleine ziehen zu können. Ja, es stimmt, ich wusste eine zu lange Zeit nicht mehr, was ich von mir erwarten soll. Aber nun erwarte ich ihn, meinen Auftrag. Dann kann ich von mir wieder sehr viel anderes erwarten.

Es kann doch einfach nicht sein, dass man nichts mehr von sich erwartet. Das wäre doch.

Es regnet. Es hat schon den ganzen Tag geregnet. Vor meinem Küchenfenster prasselt ein kleiner Wasserfall in den Hof hinunter. Flottes Fließen. Das Aufschlagen des Wassers höre ich allerdings nur gedämpft. Wahrscheinlich ist die Dachrinne mit Dreck und Moos verstopft. Man müsste überhaupt einiges

flicken an dieser Unterkunft. Der Dampfabzug hat schon lange das Zeitliche gesegnet. Und auch der Abfluss in der Küche leidet an Verstopfung. Ich nehme an, das gilt nicht nur für meine Parterrewohnung. In den oberen Stockwerken leben Familien mit Kindern. Die verstopfen die Abflüsse wahrscheinlich noch viel mehr als ich. Der Besitzer bleibt passiv. Er tut nichts. Er investiert nichts. Er wartet ab, bis das Haus dermaßen heruntergewirtschaftet ist, dass ein Abbruch selbstredend wird und die Abbruchbewilligung im Einverständnis beinahe aller erteilt werden muss. Jedenfalls munkeln das die Familienväter und -mütter von oben. Weiß nicht, wie ich das beurteilen soll. Es erinnert mich an mich. Eine Abbruchbewilligung wollte ich mir auch immer wieder erteilen. Aber mein Einverständnis hat bisher gefehlt.

Nachts schließe ich die Wohnung natürlich ab. Man weiß nie, wer sich im Haus herumtreibt. Ich denke da zum Beispiel an die wechselnden Liebhaber der Dame in der Dachwohnung. Letzthin stieg sie doch tatsächlich mit einem viel jüngeren Nordafrikaner die Treppe hinauf und schlüpfte mit ihm unter ihr Dach. Ist ja auch mein Dach. Was weiß ich, wo der Marokkaner nachts herumgeistert. Die Treppe ist mit einem grauen schwarzgetüpfelten, billigen und deshalb abgewetzten Kunstfaserteppich belegt. Wenn er die Schuhe ausgezogen hat und sich in Socken anschleicht, wird man ihn nicht hören. Aber was könnte er bei mir schon mitlaufen lassen? Nichts. Die Ausgabe der Werke von Robert Walser. Ein Freund wollte sie wegwerfen. Ich war entsetzt. Aber zu mir kann er ja erst gar nicht einsteigen. Die Türe ist verriegelt. Meine Wohnung ist mein Schloss.

Manchmal erwache ich nachts und lausche. Ich mache das Licht an und starre die Decke an. Es ist eine ohne Muster. Aber mit feinen Rissen. Und dann komme ich nicht mehr los von den Rissen. Sie halten mich fest. Das tun sie beharrlich. Ein heraufziehender Gedanke lautet dann: Ich fühle mich abhängig, und zwar von mir. Diese Abhängigkeit ist mir schon lange bekannt. Schließlich lassen mich die Risse gehen. Dann muss ich aufstehen und etwas suchen. Einfach suchen. Ich weiß noch gar nicht was. Etwas finden, wonach ich gar nicht suche. Und oft finde ich etwas, von dem ich vergessen habe, dass ich es überhaupt habe. Das ist dann ein geglücktes Tun und die Dinge, die ich fand, sind Glücksdinge. Zum Beispiel ein Stift, der kein Ende hat, weil man mit ihm auf zwei Seiten schreiben kann. Mit der einen Seite rot, mit der anderen blau.

Er ist nur noch daumenlang, weil ich ihn so oft gespitzt habe. Schon bald werde ich nicht mehr mit ihm schreiben können. Er ist alt. Er hat mein Kindsein bis zum Erwachsenensein überlebt. Bevor ich ihn wieder weglege, kitzelt mich ein kleines Glücksgefühl im Unterleib. Wahrscheinlich werde ich später vergessen, wohin ich ihn gelegt habe.

Mein Glücksgefühl ist klitzeklein im Vergleich zu Hans' Glück, der als verdienter Abgangslohn, einen Goldklumpen erhält. Ich verdiene ja gar nichts. Allerdings macht Hans die Erfahrung, dass das wahre Glück nicht verdient werden kann. Waren das doch glückliche Zeiten, in denen einem wahres Glück in den Schoß fiel. Glück-Haben. Diese Wortzusammensetzung verführt zu Missverständnissen. Der moderne Mensch verfügt über reichlich Hab und Gut. Und warum sollte das nicht erstrebenswert sein. Man adelte das Streben nach Reichtum sogar als gottgefällig. Heute verspricht das Wohlstandsleben nicht nur Glück-Haben, sondern sogar das Glücklich-Sein.

Wohlstandsglück lässt sich in Ware verwandeln, in Glückswaren, die sich vermehren lassen. Traumhafte Wohnungseinrichtungen, wundervolle Abendkleider, Parfüms, Paarungen per Internet, all das soll einen glücklich machen. Das Glück ist heute eine Plage wie einst die Karnickel in Australien. Es dauert immer lange, bis ich wieder einschlafe. Ich drehe mich mindestens zehn Mal um die eigene Achse. Mache das Licht an, dann wieder aus. Da bin ich dann unglücklich mit mir. Es kommt dann vor, dass ich mit Monsieur Plumèr, meiner selbstgemachten Kinderpuppe, ein paar ernsthafte Worte wechsle und hoffe darüber endlich einzuschlafen. Irgendwann gelingt es. Darüber, dass ich endlich wieder einschlafe, könnte ich eigentlich glücklich sein. Aber ich habe ja nichts mehr von diesem Glück, wenn ich schlafe. Könnte ich das Glück am Morgen noch nachträglich genießen? Nein, das macht keinen Sinn, man kann nicht nachträglich genießen. Und schon gar nicht, was man nicht erlebt hat.

*

Heute Nachmittag beim Spazieren im Park habe ich plötzlich gemerkt, dass ich den ganzen Morgen nicht mehr an meinen Auftrag gedacht habe. Ich habe natürlich sofort meinen Zettel konsultiert. Ist das nicht gefährlich, habe ich

gedacht. Ist es nicht so, dass ich innerlich doch eigentlich immer denken müsste, ich hätte einen Auftrag, um dann, wenn er kommt, auch bereit dafür zu sein? Aber was ist zu tun, um nicht in diese Selbstvergessenheit zu geraten?

Ich könnte doch... Da kam mir diese verrückte Idee: Ich erfinde mir – natürlich nur übungshalber – einen so genannten, einen kleinen, vielleicht auch spontanen Auftrag und beginne schon mal mit dessen Erfüllung. Eine Auftragserfüllungsübung gewissermassen. Einfach solange, bis der richtige, der grosse Auftrag kommt. Ich fand die Idee so verrückt, dass ich vor lauter Aufregung von der Bank aufstand und im Park herumgehen musste. Und zwar mit grossen Schritten. Ja, das ist es, dachte ich zuerst. Das ist es. Das gibt dir schon mal den Vorschein des viel grösseren Sinns. Aber dann dachte ich auch wieder Nein. Das ist doch unsinnig. Das gibt doch gar keinen richtigen Sinn. Ein Auftrag muss ein richtiger sein. Ein gut durchdachter. Er muss einen guten Grund haben und in einem grösseren Zusammenhang stehen. Und diesen Grund und diesen Zusammenhang kennst du nicht, hast du nicht. Bleib bescheiden und mach dich nicht zum Idioten einer verquerten Idee. Und dann dachte ich aber doch auch wieder: Bescheiden bleiben ist ein gutes Stichwort. Der Übungsauftrag kann ja ganz bescheiden sein. Ich will mir ja nichts anmassen. So tun, als hätte ich den Überblick. Als wüsste ich, mit welchem Tun es im grossen Ganzen und für das grosse Ganze Sinn geben kann. Ja, das ist es. Vorläufig bescheiden bleiben, um zu Grösserem bereit zu werden. Als Übung.

Aber was wäre denn ein bescheidener Auftrag, der auch nur etwas Sinn hergäbe?

Mir fiel nichts ein. So ist es immer mit mir. Immer, wenn mir etwas Wichtiges einfallen sollte, kommt mir nichts, aber auch gar nichts in den Sinn. Ich drehte drei Runden im Park und hoffte auf eine Eingebung. Aber sie kam nicht.

Zu Hause nervte ich mich über diesen dauernden Kinderlärm draussen im Gang. Können die nicht einfach mal eine Minute still sein, so dass ich mich konzentrieren kann. Ich habe mich hingelegt, weil ich dachte, mir käme liegend eher eine Idee. Aber dies Kids hören ja nie auf mit ihrem Geschrei. Und dann hatten sie auch noch Streit auf dem Gang. Sie schrien, so laut sie konnten. Und wahrscheinlich fängt jetzt dann auch noch die gegenseitige Haue an, dachte ich. Und gerade als ich mir sagte: Ich glaube, ich muss mal da draussen für

Ruhe sorgen. kam auch noch die Mutter dazu, und die schrie natürlich auch: sie sollen jetzt endlich aufhören zu schreien und ihr zuhören. Natürlich hörte niemand zu. Da schmetterte die genervte Mutter ihre Wohnungstüre zu. Es war nicht das erste Mal und es wird nicht das letzte Mal sein und es war dann nicht und es war noch nie zum Aushalten. Die können sich einfach nie in Ruhe lassen. Sich mal hinlegen und auf Gedanken kommen.

Zum Glück kann niemand allzu lange schreien. Darauf folgte wie immer Heulen und Schniefen. Das ist wenigstens wesentlich leiser. Bin dann eingeschlafen und nun kann ich jetzt natürlich, es ist schon mehr als elf Uhr, nicht schlafen. Ich lehne gegen das Fenster, den Vorhang etwas zur Seite geschoben, und starre hinaus ins Dunkel. Oder eher in Dunkel hinein? Was auch immer. Dunkel stimmt natürlich nicht ganz. Die Strassenbeleuchtung erhellt den Asphalt. Die Strasse, die Trottoirs bleiben leer. Still. Kein Auto, kein Motorrad, kein Fahrrad. Wahrscheinlich liegen alle schon im Bett. Lesen, lieben, schwatzen, schlafen. Als Kind stellte ich mir vor, die Nacht sei der Schatten der Riesen, die vor der Sonne stehen. Schliesst jetzt die Augen, sagt der Oberriese. Alle. Jetzt herrschen wir. Niemand soll sehen, was die Riesen in der Nacht tun. Denn sie wollen, wenigstens die Nacht lang, unbesehen herrschen können. Sie wollen, dass stundenlang alles stillsteht. Alles soll in ihrem Schatten stillstehen und das heisst, nichts soll sich rühren, nichts soll sich verändern, und nichts soll es zu hoffen geben. Schlafende warten auf nichts, haben keinen Auftrag, keinen Glauben, keine Hoffnung.

Ich weiss, dass ich die nächsten zwei Stunden nicht werde schlafen können. Ich beschliesse hinaus in die Nacht zu gehen. Ohne Ziel, ohne Erwartung, ohne Auftrag. Nur um etwas zu tun und nicht in der Wohnung zu hocken und da noch viel weniger zu wissen, was ich tun könnte. Im Hausgang springt mir ein unangenehmes Dunkel an die Kehle und würgt mich kurz. Ich mache absichtlich kein Licht an, um die übrigen Hausbewohner nicht auf mich aufmerksam zu machen. Will ich wirklich hinaus und hinein in dieses Dunkel? Entweder ich gehe wieder hinein oder ich muss mutig sein. Ach, immer muss man mutig sein, um etwas zu erleben. Nie durchkreuzt ein Großauftrag meine Lebensbahn. Draussen vor der Haustüre watscht mich eine unerwartete Kühle ab. Zum Glück habe ich die grüne Jacke dabei. Noch im Hauseingang habe ich sie mir übergezogen. Da geht draussen ein Mann mit seinem Hund vorbei.

Obwohl er mich doch nicht gut hat sehen können, wirft er einen kurzen Blick in meine Richtung. Ich erschrecke ein wenig und halte den Atem an, dann atme ich aus und trete aufs Trottoir und entscheide mich, in dieselbe Richtung wie der Mann mit Hund zu gehen.

Vor mir die bekannte Straße. Geparkte säumen Autos das Trottoir. In den kleinen Vorgärten stehen gut verschlossene Fahrräder. Den in den Gehsteigbereich hinausgestreckten Birkenästen muss man ausweichen, um sich nicht von ihnen das Gesicht zerkratzen zu lassen. Aber das liebe Kieferbäumchen streckt mir wie immer seine Hand entgegen, die ich gerne streichle. Kurze Stücke von Buchenhecken hat der Efeu überwuchert und in Beschlag genommen. Soll man das bedauern? Die Mäuerchen, auf denen bei Tag die Kleinkinder gerne hinaufklettern und entlang gehen, dämmern im fahlen Restlicht der Straßenlampen. Ich gehe den Häusern entlang und identifiziere die Hausnummern, 72, 70, 68 und so weiter. Das ist mir ja alles zur Genüge bekannt. Aber etwas ist anders. Die Straße ist nachts eine andere Straße. Eine, die sich duckt, sich versteckt, sich schweigend wie ein Tier zusammenzieht und abwartet, angespannt, bereit jederzeit aufzuspringen und davonzurennen oder anzugreifen.

Er hat einen Watschelgang, der Mann vor mir. Ich habe vorhin sein Gesicht gesehen, aber das nur sehr kurz. Wahrscheinlich hat er auch einen Schmerbauch. Jetzt von hinten ist das schlecht zu sehen. Er hat breite Schultern. Er ist klein. Seine Gestalt strebt die Kugelform an. So wie dieser – wie heisst er schon wieder – dieser kleine kosovarisch stämmige Fussballspieler, den alle so lieben, weil er so flink über den Platz kugelt.

Mit und neben ihm wackelt ein kleiner weisser Pekinese. Sein zottiges Fell überdeckt die kurzen Beinchen. Der Schwanz macht so etwas wie einen Salto rückwärts in Kopfrichtung. Erinnert an den Federbusch des behelmtten Kaiser Wilhelm II, der Preusse, dieser Kriegstreiber. Das Hinterteil ähnelt allerdings auch dem eines Huhns. Freie Sicht auf den Hinterausgang. Die Hühner schaffen Platz, um ihr Ei ungehindert aus sich hinaus zu spedieren. Der Pekinese macht nicht den Anschein als wäre er fähig, auch nur etwas klitzekleines Brauchbares zu tun wie ein Ei legen. Aus der Ferne sieht das Fellbündel allerdings aus, als würde es wie eines dieser neuesten Staubsaugermodelle ferngesteuert dem Trottoir entlang gleiten. Dirnen führen

solche Schosshündchen mit sich. Jedenfalls in meinem Klischeehirn. Dann ist der Mann also ein Zuhälter. Dieser Schluss ist naheliegend, sagt das Hirn. Aber was macht ein Zuhälter bloss um diese Zeit draussen? Vielleicht kann er wie ich nicht einschlafen. Vielleicht wartet er wie ich auf seinen Auftrag. Aber nein, Zuhälter gehören eher zur Gattung der Auftraggeber. Sie erteilen den Dirnen den Auftrag, Aufträge anzunehmen. Wahrscheinlich schafft eine seiner Damen, eine Auftragsabfertigerin, gerade an und der Kunde will das Hündchen nicht dabeihaben. Also muss «er» jetzt eben für eine Weile – sowas dauert ja nicht sehr lange – mit dem Hündchen die Runde machen. Macht er wahrscheinlich nicht gern, aber was tut man nicht alles für seine Kundschaft! Wusste gar nicht, dass es hier in der Nähe ein verstecktes Puff gibt. Das Hündchen habe ich jedenfalls noch nie gesehen, und den Mann schon gar nicht. Er trägt einen Schlapphut. Zu gross für ihn. Enge Hosen, wahrscheinlich Jeans und eine dunkle halblange Jacke. Na ja. Trotz des Pekinesen bei Fuss, alles ziemlich normal. Weiss gar nicht, warum ich bisher dem Mann gefolgt bin und ihn mir genauer angesehen habe. Wenn auch nur von hinten. Es gibt sonst einfach nichts zu tun. Auf solchen Blödsinn kommt man, wenn man nichts zu tun hat. Leuten hinterhergehen und sie beobachten. Er ist auch der Einzige auf der Strasse, weit und breit. Da muss er jetzt eben herhalten. Bei der nächsten Kreuzung kann ich ja abbiegen und ihn ziehen lassen.

Plötzlich bleibt er mit seinem Hündchen stehen. Zum Glück kann ich gerade noch in einen Hauseingang schlüpfen. Zwanzig, dreissig Meter, höchstens, liegen zwischen uns. Das Hündchen hat aufgehört zu wedeln. Muss es mal? Nein, der Mann beugt sich zu einem dunklen Auto hinunter. Ein Mercedes der Extraklasse. Das weiss ich, denn der steht schon seit zwei Tagen dort. Eher ein Ortsfremder. Jedenfalls hat er eine Franzosenummer. Der hat sich wahrscheinlich hierher verfahren. Denn hier gibt es nur kleine Fiats, Renaults und VWs, die meisten schon älteren Datums, oder andere Marken, denen man den Gebrauchtwarenstatus anmerkt. Plötzlich ist der Schein einer Lampe zu sehen. Der Mann leuchtet in das Auto hinein. Auf den Vordersitz, dann auf den Hintersitz. Sehr merkwürdig, um nicht zu sagen verdächtig. Wieso macht der das? Was sucht er dort? Das Hündchen nimmt den Schwanzwedelbetrieb wieder auf. Es will wahrscheinlich weitergehen. Ich weiss, dass auf dem Vordersitz des Mercedes der Extraklasse eine beige Strickjacke und auf dem

Hintersitz ein weisses verschnürtes Paket liegt. Ich habe nämlich erst heute Nachmittag auch einen Blick ins Innere geworfen. So ein schicker Wagen taucht einfach nicht jeden Tag in dieser Strasse auf. Da muss man einen Blick hineinwerfen. Wenn das ein Zuhälter ist, dann könnte der Wagen sogar ihm gehören. Vielleicht hat er ja mehrere Kühe im Stall, die ihm brav die gemolkene Milch abliefern, so dass er sich eine solche Karosse leisten kann. Aber wieso leuchtet er dann mit einer Lampe hinein und öffnet nicht ganz einfach «seinen» Wagen mit «seinem» Schlüssel? Nein, der Wagen gehört nicht ihm. Auch dass er das gleiche Bedürfnis wie ich gehabt hat, kann nicht sein, denn in einen schicken Wagen hineinzuschauen und den Luxus zu bewundern wäre ja eher ein zufälliges, mehr oder weniger spontanes Bedürfnis. Er hat aber ohne zu zögern eine Lampe, wahrscheinlich sein Handy, aus dem Mantel gezogen, als hätte er von allem Anfang an vorgehabt, damit in genau diesen Wagen zu schauen. Ich lobe mich für so viel Scharfsinn und ab jetzt fühle mich wie Marlow in geheimer Mission.

Aber jetzt scheint meine Mission schon zu Ende. Der Mann löscht die Taschenlampe, neigt sich zu seinem Hündchen hinunter und streichelt es. Dann gehen sie weiter, die zwei.

Ich trete aus meiner Deckung hervor und folge ihnen. War es noch vor zehn Minuten die schwache Absicht, mir mit einem Nachspaziergang die Schlaflosigkeit zu vertreiben, so ist jetzt mein Gang in die Nacht hinein mit einem fast schon erhabenen Zweck verbunden: Ich beobachte einen Verdächtigen. Bei der nächsten Kreuzung biegen Hündchen und Mann rechts ab, dann überqueren sie eine weitere Kreuzung und dann noch eine und dann wieder rechts. Weiss gar nicht mehr genau, wo ich bin und wie diese Strasse hier heisst. Jedenfalls ist diese Strasse noch viel weniger befahren als meine. Sie ist auch schmaler als meine. Und ich muss denken, obwohl ich das gar nicht will, dass entgegenkommende Fahrradfahrer nur wenig Platz haben um gefahrenfrei an auf sie zufahrende Autos vorbeizukommen. Ich finde mich blöd, dass ich solche unnütze Gedanken habe. Die Strassenbeleuchtung schlägt nur wenige helle Breschen in die Dunkelheit. Dazwischen nimmt sich das Dunkel seinen gebührenden Platz. Zum Glück. Denn in einer diesen dunklen Stellen kann ich in einem Vorgarten stehen bleiben und beobachten. Und ich sehe, dass der Kugelman schon wieder stehen bleibt und sehr interessiert in

das hell erleuchtete Zimmer einer Parterrewohnung linst. Und was macht er jetzt? Das ist ja ungeheuerlich. Er zückt schon wieder sein Handy und fotografiert, wahrscheinlich hat er zuvor noch gezoomt, um wen oder was sich in der Wohnung gerade bewegt hat zu schießen. Das ist jetzt aber wirklich offensichtlich, dass ich einen potenziellen Verbrecher oder mindestens einen sehr dubiosen Typ vor meiner Linse habe.

Aber nun geschieht noch viel Erstaunlicheres. Der Mann geht auf die Wohnungstüre zu, öffnet die Tür und geht hinein. Was hat das nun zu bedeuten? Wer versteht sowas? Ich muss es wissen. Ich beschleunige meine Schritte und gaffe in die Parterrewohnung hinein. Da ist er ja wieder. In der Wohnung. Und da ist auch noch ein Mann und eine Frau. Und sie reden angeregt miteinander. Und es sieht gar nicht danach aus, als hätte der Kugelmann ein Verbrechen vor. Er sieht ziemlich gemütlich aus und die zwei anderen scheinen dick mit ihm befreundet oder Vergleichbares zu sein. Aber dann. Der Kleine tritt plötzlich zum Fenster, schaut hinaus. Ich mache sofort einen Schritt zur Seite. Aber möglicherweise hat er gesehen, dass ich zu ihm blicke. Er hat gegrinst. Hat er wegen mir und zu mir gegrinst? Hat er schon längst gewusst, dass ich ihm gefolgt bin? Hat er sozusagen nur darauf gewartet, dass ich vor seiner Wohnung stehe und hineingaffe? Ohne mir auch nur weiter in meine Richtung zu blicken, betätigt er die Storen und lässt mich allein draussen vor verschlossenem Fenster stehen. Ich komme mir vor, als wäre ich sein Pekinese, den er zur Strafe aussperrt, weil er in die Wohnung gepisst hat. Ich schäme mich, obwohl ich mich nicht schämen will. Marlow würde sich nicht schämen und schon gar nicht aufregen. Er würde sich eine Zigarette anzünden, den Kragen seines Trenchcoats hoch-, die Hutkrempe nach unten ziehen und ruhigen Schrittes seines Wegs gehen. Ich habe keinen Trenchcoat und keine Hut, das Rauchen habe ich mir abgewöhnt, dafür rege ich mich auf. Über mich. Auch wenn Marlow noch wenig weiss, tut er so, als wüsste er schon ziemlich Bescheid, als könne er sich das bisherige Geschehen zusammenreimen. Um ruhigen Schritts meines Wegs gehen zu können, muss ich mir also das Geschehen eben auch in irgendeiner Weise vernünftig zusammenreimen. Nach einiger Zeit spuckt mein Marlow das Folgende raus: Der Mercedes gehört der Frau und dem Mann, die der kleine Mann in der Parterrewohnung fotografiert hat. Der kleine Mann wohnt selber in dieser

Wohnung und zum Spass, und weil er nämlich Hobbyfotograf ist, hat er sie von aussen fotografiert, was, wie er den beiden später erklärt, eine völlig unerwartete Perspektive gewesen sei. Das Hündchen gehört der Frau, die zusammen mit ihrem Mann beim kleinen Mann für ein paar Tage zu Besuch ist. Er hat sich bereit erklärt, weil das Hündchen nervös wurde und er selber noch gerne einen kleinen Luftschnapper machen möchte, mit ihm noch eine Runde im Quartier zu drehen und gleichzeitig nachzuschauen, ob sich die beige Strickjacke im Auto befindet, weil die Frau sie irgendwohin verlegt hat und gerade nicht mehr findet; eventuell könnte sie sich ja noch im Auto befinden. Er müsse sie aber nicht mitbringen. Sie möchte lediglich sich vergewissern, wo sie sich befinde.

Die Erklärung hinterlässt bei mir ein zwiespältiges Gefühl. Die Beobachtungen bekommen so Sinn, aber der Sinn passt nicht zu mir als zufälligem Beobachter, der andere verdächtigt, und zu Marlow auch nicht, und zu einem grossen Auftrag schon gar nicht.

*

Nun habe ich noch ein Geheimnis. Die Geschichte vom spassfotografierenden Kugelman plus Pekinese. Ich habe etwas erlebt, was andere nicht erlebt haben. Ich weiss etwas, was andere nicht wissen. Und darum habe ich ein Geheimnis. Aber ist ein Erlebnis, das nur ich ganz allein habe, wirklich ein Geheimnis? Dann hätten ja eigentlich alle Menschen dauernd ein Geheimnis. Denn jeder stirbt nicht nur allein, sondern lebt, erlebt, genau genommen, auch allein. Aber die Menschen sind Herdentiere. Sie bleiben nicht gern allein. Alleinsein macht krank. Darum gehen sie zusammen einkaufen, zusammen ins Kino, ins Theater, zusammen Skifahren, zusammen zu einem Fussballspiel, zusammen ins Konzert, zusammen spazieren, schwimmen, rennen. Um dasselbe zu erleben, wie sie meinen. Aber das stimmt ja nicht, denn, auch wenn sie zusammen am selben Ort sind und zusammen beim gleichen Geschehen dabei sind oder dasselbe tun, erleben sie dieses gleiche Geschehen doch anders, individuell. Jeder erlebt das Gleiche anders, einmalig, und hat insofern ein Geheimnis. Schön. Aber über so viel Verschiedenheit freuen sich die Menschen offenbar nicht nur. Denn nach dem Kinobesuch, nach dem Konzert

und so weiter wollen sie sich auch immer über das gemeinsam Erlebte austauschen. Sie lüften ganz gern ihr so genanntes Geheimnis. Sie heben den Schleier und geben Bericht und wollen das Erlebte beurteilen oder gar bewerten und das wollen sie mit anderen teilen. Dabei suchen sie Übereinstimmung. Fehlt die Zustimmung der anderen, so deckt man die anderen mit seiner Erzählung ein und will für sein Urteil Alleingeltung. Schriftsteller, die so tun, als wären sie Erzähler, suchen nicht in erster Linie die Zustimmung ihrer Leserinnen und Leser, obwohl die ihnen auch nicht ganz egal sein kann. Aber auch die Schriftsteller offenbaren sich. Beim Lesen kann ich das Gefühl haben, die Schriftstellerin würde mir, und nur mir, gerade ihr Geheimnis verraten. Indem ich lese, bringe ich ihr Geheimnis zum Sprechen und sie spricht zu mir. Und halte ich das Buch ganz nahe an mein Gesicht, aber doch so weit, dass ich noch lesen kann, so kann ich noch viel mehr das Gefühl haben, sie würde nur ganz alleine zu mir sprechen und ich befände mich in einem intimen Verhältnis zu ihr. Mein intimes Leseerlebnis kann ich als ein geheimes Erleben ansehen. Aber natürlich kann ja jeder den Text lesen und dann ist das Gelesene ja kein Geheimnis mehr. Ist ja nur ein Text, kein wirkliches Leben.

Ich muss immer wieder Überlegungen anstellen, was ein Geheimnis genau ist. Das verfolgt mich jetzt schon mindestens ein halbes Leben.

Ein Geheimnis ist etwas, was mindestens zwei miteinander teilen. Die im Geheimen Liebenden, die Verschwörer und die Attentäter, die ihre Absichten geheim halten, die Steuerhinterzieher und die Bankiers, die zum geteilten Vorteil Unterschlagungen machen, die Generäle, die im Versteckten die Schlacht planen, die Diebe, die heimlich handeln und unentdeckt bleiben wollen, die Eltern, die Weihnachtsgeschenke vor den Kindern verstecken, die mittelalterlichen Baumeister, die ihre Kenntnisse über stabile Rundbögen und andere technische Feinheiten, in ihren Bruderschaften geheim hielten, die Familienpatriarchen, die die genaue Höhe ihres Vermögens vor den übrigen Familienmitgliedern geheim halten, dann gibt es auch noch das grosse Geheimnis der Erwachsenen, das Kindermachen, das den Kindern zuweilen vorenthalten wird. Teilen mindestens zwei ein Geheimnis, so ist mit dem Geheimnis oft auch eine gemeinsame Absicht, ein gemeinsamer Vorteil verbunden. Ein Vorteil, der offensichtlich nur bleibt, wenn das Geheimnis

gewahrt bleibt, wenn andere vom Wissen ausgeschlossen sind. Ich habe keine Freunde, mit denen ich mein Geheimnis teilen könnte. Und auch wenn ich welche hätte, hätte weder ich noch mein zweiter Geheimnisträger einen Vorteil davon. Von meinem Zettel im Hosensack werde ich jedenfalls niemandem erzählen. Es ist wichtig, dass man ein Geheimnis hat. Wehe, wenn es soweit kommt, dass man immer und überall Gedanken lesen kann.

Besondere Erlebnisse sind offenbar eine besondere Art von Geheimnissen. Freilich werden auch diese erst zu solchen, wenn ich sie mit anderen teile. Dass einem als 14jährige genau der Richtige den unerkannt langen Blick geschenkt hat, teilt man nur allzu gern seiner Freundin mit. Häufig tuscheln Mädchen auch absichtlich für andere sichtbar miteinander, und erfreuen sich so ihrer Macht, anderen die interessante Information vorenthalten zu können. Es muss für andere sichtbar werden, dass zwei ein Geheimnis haben, denn nur so können diese anderen auch daran teilhaben wollen. Würden sie sich völlig im Verborgenen austauschen und würden sie sich an die Schweigepflicht halten, so gäbe es auch keine an der Teilhabe des Wissens Interessierte. Solche Geheimnisse werden mitunter ins Grab genommen.

Allerdings gilt auch, je mehr von einem Geheimnis Wissende es gibt, desto mehr wächst die Gefahr, dass es ausgeplaudert wird. Denn der Drang ein Wissen teilen zu wollen ist offenbar gross. Dem steht die Drohung entgegen, für einen Geheimnisverrat büssen zu müssen. Keinem anderen Menschen darfst du sagen, dass ich mit Franz geschlafen habe. Gut, keinem anderen Menschen, aber dem Ofen kann ich es sagen. Die Ofenbeichte hat bekanntlich einige Meuchelorde verhindert. Die Zentralheizung hat jeglichen kommunikative Geister- und Wunderfähigkeit verloren.

Ich habe meinen nächtlichen Ausflug als Marlow Nummer 2 Monsieur Plumèr anvertraut. Er hat mich nur blöd angeschaut und sich murmelnd von mir abgewendet. Aus dem Gemurmelt habe ich irgend so was wie «kein wirklicher Auftrag» herausgehört.

Ja, stimmt. Das ist alles so unwirklich.

Ich weiss nur, dass ich auserwählt sein werde. Auserwählte warten. Das muss so sein. Sie müssen Geduld haben. Ich habe Geduld. Die anderen hetzen. Sie eilen und können sich nicht in Ruhe lassen. Ich aber habe keine Eile. Meine

Tat wird gross sein, also muss auch das Warten, mein Warten gross sein. Keine Ersatzhandlungen. Wirkliches Tun. Grosses Tun.

Ich muss zugeben, vorläufig und eigentlich schon immer gehöre ich eher zu den Kleinen. Den Unscheinbaren. Für die war immer schon nur das kleine Plätzchen vorgesehen. Mit denen war und ist nicht zu rechnen. Die sind schon immer weggerechnet worden. Rechnen sie sich nicht mehr, werden sie gestrichen. Ersatzlos gestrichen. Ich könnte von mir sagen, du gehörst zu den Ersatzlosgestrichenen. Bei Kaderverkleinerungen werden automatisch Stellen gestrichen. Nehmen Sie doch das um Himmelswillen nicht persönlich. Ich gehörte gar nie wirklich zum Team. Ich habe mich selber vorzeitig ersatzlos gestrichen, aus dem Spiel, aus der Mannschaft genommen. Ein Einsatzflüchtiger. Ich sitze nicht einmal mehr auf der Ersatzbank. Niemand vermisst mich. Niemand erinnert sich an mein Gesicht. Niemand braucht sich an mein Gesicht zu erinnern. Ich habe kein Gesicht zum Erinnern. Im Spiegel sehe ich mein Gesicht. Aber es gehört nur mir. Ich sehe es ihm an, dass es von niemandem erinnert wird.

Sonntage zu überstehen, wenn man die Wochentage nicht mit Arbeit füllen kann, ist eine der grausamsten Herausforderungen, die einem das blasierte Ungeheuer namens solitäre Moderne ohne morgendlichen Kirchgang und mittäglichen Sonntagsbraten und Spaziergang am Nachmittag stellt. Solche Sonntage übersteht man nur mit einer Entführung ins Serail oder in irgendeine andere Ferne.

Tauchen Sie ein in die Welt von Tutanchamun und lassen Sie sich von seinem herablassenden und stieren Blick bezaubern. Göttlich sei er, fand er selber. Das städtische Antikenmuseum hat ihn sich ausgeliehen und Tut hatte nichts dagegen, wenn nur nicht an seinem durchdringenden Blick herumgemäkelt würde.

Auch er ein Geheimnisträger. Ein Auserwählter. Und auch er glaubte an seine Auserwählung und daher Göttlichkeit. Er hat sich mit Amun, dem Wind- und Fruchtbarkeitsgotts am Nil, kurzgeschlossen. Wahrscheinlich glaubte er selber daran, ein Gott zu sein. Ohne Autosuggestion keine Suggestion. Und ohne so bearbeitete Gläubige keine Gefolgschaft. Ich gebe es zu, ich bin neidisch auf ihn. Weder bin ich ein königlicher Halbgott, noch gehöre ich zu seinen

Anbetern. Ausschließlich ich folge mir nach und das auch nicht immer. Und für anbetungswürdig halte ich mich nicht.

Tut muss im Sarkophag verharren. Er darf nicht ausgepackt und aufgestellt gezeigt werden. Nun muss er es eben aushalten, dass wir, die schnöden Gottlosen, auf ihn hinunterblicken. Kein Lächeln, kein Zwinkern seinerseits. Auch im gleißenden LED-Licht nicht. Ich wusste es schon immer, aber nun wird es mir und allen nochmals vor Augen geführt: die Ewigkeit ist humorlos. Aber auserwählt ist er trotzdem. Wessen Leichnam wird schon in der ganzen Welt zwecks Bewunderung herumgereicht? Wir verbrennen die Leichen zu Pulver, das wir in die Wälder verstreuen, wo über den Wipfeln die Ruhe waltet. Unter den Gottlosen war auch eine, die schaute mich etwas länger als üblich an. Was hat das zu bedeuten? Sie scheint mich zu beobachten. Ich tue es ihr gleich. Unauffällig natürlich. Zum Beispiel über die Bespiegelung der Schaukästen. Sie hat große Augen. Oder scheint das nur so, weil sie schwarz umrandet sind. Die Backen sind leicht gerötet. Wahrscheinlich aufgepudert. Ein Chamäleon. Eine Agentin. Eine russische Agentin. Die Russen lieben die Geheimdienste. Der Präsident ist ein ehemaliger Geheimdienstler. Und wahrscheinlich versteht Putin sein Tätigkeit als Präsident insgeheim als Geheimdiensttätigkeit. Sie trägt einen gelben Rock und eine weiße Bluse. Das soll sie wohl zum Engel machen. Wer drauf reinfällt ist selber schuld. Ich nicht. Aber verdächtig ist sie.

Ich schaue mir einen Text aus Hieroglyphen an und versuche ihn zu entziffern. Neben dem Text werden einzelne Hieroglyphen übersetzt, so dass man mit deren Hilfe den Text entziffern könnte. Aber ich habe gerade keine Lust dazu. Als ich mich umdrehe und den Raum durchforste, stelle ich fest, dass die Russin verschwunden ist. Merkwürdig, die war doch noch gar nicht so lange im Raum. Warum ist sie nur so kurz hier gewesen? Vielleicht war hier ihr Treffpunkt. Für sie und ihre Kontaktperson. Und sie haben sich nur kurz angeschaut, so wie sie mich angeschaut hat, und dann gab es ein geheimes Zeichen, worauf sie dann unauffällig hochgegangen sind.

Aha. Sie dachte wohl einen Moment lang, ich sei die Kontaktperson. Aber ich gab ihr nicht das vereinbarte Signal. Ich gab überhaupt kein Signal, soweit ich mich erinnern kann. Dann ließ sie von mir ab. Schade. Ich hätte ja einfach so zum Spaß mir das Ohrläppchen zupfen können oder die Brille abnehmen und

sie putzen können oder die linke Hand in den Hosensack verschwinden lassen oder mir die Nase putzen und dann das Taschentuch fallen lassen können. Oder sonst so irgendeinen Agentenricklein.

Manchmal passiert es mir, dass ich tagelang nichts sage. Nicht einmal in einem Laden. Man kann ja heute in den Läden ganz für sich alleine einkaufen und dabei stumm vor sich hinstarren. Man braucht niemanden dazu. Ich muss zur Frau vor mir und zum Mann hinter mir und auch zur Kassiererin nichts sagen. Auch wenn die Kassiererin sich bei mir wortreich für den Einkauf bedankt und mir einen schönen Tag oder Abend oder Sonntag (oh Gott!) oder Ostern (novch schlimmer!) oder was weiss ich wünscht. Ein Nicken genügt. Oder nicht einmal das ist nötig. Und wenn ich mich mal entschuldigen sollte, weil ich beinahe in jemanden hinein geputscht bin, weil es Eile- und Dichtestress gibt, dann ist – genau betrachtet – ein «Tschuldigung!» gar nicht nötig. Wir leben auch ohne dieses dauernde Entschuldigung-Danke-Bitte weiter. Und die nächsten hundert Male werde ich nicht vergessen auszuweichen.

Abends dann versorge ich mich zuweilen ohne wortwörtlichen Gedankentausch gehabt zu haben, ohne den Tag über zu irgendwem irgendetwas ausgesprochen und besprochen zu haben, unter die Decke. Und manchmal mache ich mir den Spass, die Wörter zu zählen, die ich an einem lieben langen Tag gebraucht habe. Letzthin habe ich mir vorgenommen nicht mehr als zehn zu gebrauchen. Mit «Wörter brauchen» meine ich jetzt natürlich nur zu jemanden sprechen. Selbstgespräche zählen nicht. Und singen zählt auch nicht.

Singen muss ich. Am liebsten singe ich Schuberts Lieder aus der Winterreise. Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh' ich wieder aus. Oder: Bin gewohnt das Irregehen,'s führt ja jeder Weg zum Ziel; uns're Freuden, uns're Wehen, alles eines Irrlichts Spiel! Oder: Eine Krähe war mit mir aus der Stadt gezogen, ist bis heute für und für um mein Haupt geflogen. Aber am liebsten habe ich den Leiermann: Drüben hinterm Dorfe steht ein Leiermann und mit starren Fingern dreht er, was er kann. Barfuß auf dem Eise wankt er hin und her und sein kleiner Teller bleibt ihm immer leer. Keiner mag ihn hören, keiner sieht ihn an, und die Hunde knurren um den alten Mann. Und er lässt es gehen, alles wie es will,

dreht, und seine Leier steht ihm nimmer still. Wunderlicher Alter soll ich mit dir geh'n? Willst zu meinen Liedern deine Leier dreh'n?

Da muss ich eben einsame Orte aufsuchen, wo ich, von anderen ungehört, vor mich hinsingen kann. Parks mit Bänken, wo niemand Lust hat sich neben mich zu setzen. Da bleib ich dann mit mir allein und singe. Leise. Oder Orte, wo sowieso schon grosser Lärm ist. Der Wasserfall beim Flusskraftwerk. Da tost das niedersausende Wasser hemmungslos und ununterbrochen. Da singe ich dann auch hemmungslos wie das tosende Wasser und so lange ich will mein «Fremd bin ich eingezogen».

Oder ich tauche in die Wälder ab und singe zu den Buchen und Tannen, den Eichen und Fichten. Die wundern sich kaum. Und ich kann mir einbilden, wenigstens die Vögel würden mir zuhören und mich nicht zurechtweisen, wenn ich falsch singe. Natürlich singe ich falsch. Oder schrecklich falsch, als hätte ich eben erst den Stimmbruch gehabt. Macht nichts.

Aber normalerweise singe ich nicht, spreche ich nicht. Ich schweige. Also nur von aussen gesehen natürlich. Ein Innenschweigen gibt es gar nicht. Obwohl ich mir genau das wünsche. Aber innen kann man ja nicht schweigen. Da läuft immer dieselbe Platte: Ich denke, also bin ich. Ich denke, also bin ich. Ich denke, also bin ich. Ich will auch mal nicht denken, damit ich auch mal nicht bin. Ich könnte genauso gut sagen: Ich bin, also denke ich. Nicht denken wollen geht nicht. Allein schon, dass ich will, nicht mehr zu denken, ist ja schon denken. Diese Kette legt man nie ab, bis man sie dem Sensenmann übergibt. Oder vielmehr fast nie. Im Schlaf ist sie weg. Wirklich? Woher weiss ich denn das? Ich schlafe ja und weiss also nichts.

Dann passiert es mir aber auch, dass ich nur dasitze und vor mich hinstarre. Und dann meine ich, ich würde nichts denken, nur starren, eben. Aber auch das stimmt nicht. Denn dann höre ich, wie ich atme. Ein-aus-ein-aus. Macht auch Lärm und hört auch nie auf. Wie der Wasserfall. Aber der Wasserfall tost vor sich hin und weiss nichts von seinem Tosen, hingegen weiss ich, dass ich es bin, der atmet. Ich, ich, ich. Immer ich. Ein Spiegelkabinett ohne Ausgang. Ich bin einfach zu viel mit mir zusammen. Ich müsste aus mir herausgehen können. Mich verlassen. Mich vergessen.

Mindestens müsste ich etwas zu tun haben. Etwas Sinnvolles. Etwas, das von mir wegführt. Etwas, worin ich mich vergessen kann, weil ich mich darin

verwirklichen kann. Ein Auftrag eben. Es hat sich eine Unmenge an Schweigen in mir angehäuft. Und nun soll das endlich abgeführt werden. Das Schweigen ist nicht nur ein entfernter Verwandter des Todes, es ist doch auch der Türsteher neuen Lebens. Das Schweigen musste die Türe lange zuziehen und zugezogen halten, aber nun kann es dem inneren Druck nicht mehr widerstehen. Es muss aufmachen, die Türe loslassen und das heisst eben: ich gehe los und fange an. Und fasse meinen Auftrag.

Aber was für einer? Das weiss ich immer noch nicht.

Ich glaub es nicht! Die russische Agentin ist wiederaufgetaucht. Plötzlich. Was für eine Überraschung. Diesmal mitten in der wichtigsten Einkaufsstraße. Ich war auch gerade da. Sie schaute in ein Schaufenster, drin blasse, superschlanke Puppen mit Deuxpièces. Zitronengelben! Aha! Und jetzt geht sie doch tatsächlich in den Laden hinein. Es ist erst elf Uhr Morgen. Montag. Da geht doch keine normale Frau mit normalem Tageslauf in ein Modegeschäft um einzukaufen. Und will sich ein zitronengelbes Deuxpièces anschaffen, wenn man selber schon eines hat. Normal ist das jedenfalls nicht. Ich müsste ihr folgen, um zu sehen, was da in dem Laden genau geschieht. Vielleicht trifft sie da eine Verkäuferin, die aber ein verdeckte Agentin ist, ein Kurier, die ihr den nächsten Schritt mitteilt, und zwar mit ganz raffinierten Codes. „Ich möchte gerne das Deuxpièces, das Sie im Schaufenster ausgestellt haben, anprobieren!“ – „Gerne, Madame.“ – „Und zwar in zitronengelber Farbe, wenn das keine Probleme bereitet.“ – „Das bereitet absolut keine Probleme. Das Deuxpièces im Schaufenster ist zitronengelb. Sie haben Größe medium.“ – „Eher 38 als 40.“

Und dieser sinnarme Dialog ist nämlich insgeheim mit dem Sinn aufgeladen, dass sie sich so als Agentinnen erkennen. Wer gebraucht schon diese altbackene Formulierung „wenn das keine Probleme bereitet“? Und auch das „eher 38 als 40“ könnte so ein Erkennungscode sein. Sie haben sich also erkannt. Und nun bereitet es kein besonderes Problem mehr, ihr den Zettel mit den wichtigen Informationen in die Umkleidekabine zu legen.

„Vielen Dank für Ihre Bemühungen, aber ich will mich noch in anderen Geschäften umsehen.“ Dann verlässt sie den Laden ohne Einkauf, aber dafür mit einem Auftrag. „Ich will mich noch in anderen Geschäften umsehen.“ Pah.

Was für eine zweideutige Rede. Ja, was sind das denn für Geschäfte, in denen sie sich noch umsehen muss. Wohl kaum ein weiteres Deuxpièces ausprobieren. Sie ist immer noch drin. Ich muss warten. Ich kann ja als simpler Mann nicht in ein Geschäft hineintrampeln, wo ausschließlich Frauenkleider verkauft werden. Das wäre dann doch sehr verdächtig. Ich bleibe mit meinem Verdacht vorerst draußen. Und weiß nur, dass sie gestern ein zitronengelbes Deuxpièces getragen hat. Das ist eine Tatsache. Alles andere kann noch eine werden.

Jetzt kommt sie raus. Natürlich ohne Einkauf. Na, also. Sagte ich doch. Ich folge ihr. Sie geht die Straße hinunter, Richtung Marktplatz. Alles Fußgängerzone. Ich gehe rechts, sie links. So kann ich sie etwas genauer ins Auge fassen. Aber ich muss aufpassen, dass sie nicht auf mich aufmerksam wird. Sie wirkt entschlossen. Wahrscheinlich lässt sie sich den Auftrag durch den Kopf gehen. Möglicherweise ist sie ja auch nur eine Botin. Ein Engel Gabriel. Eher Luzifer, der keine gute Botschaft bringt, dafür zu unstatthafter Erkenntnis verführt. Zum Beispiel, dass uns nichts erwartet. Das kann der Luzifer für sich behalten. Aber der kann ja nichts für sich behalten.

Jetzt trippelt sie mit ihren grünlichen Pumps mit Pfennigabsatz über die Rheinbrücke. Sie links, also ich rechts. Mir kommt eine Idee. Ich beschleunige meine Schritte. Ha, ich bin fast doppelt so schnell wie sie. Bin schon am Ende der Brücke angelangt, während sie gerade erst die Hälfte geschafft hat. Dann überquere ich die Straße und gehe auf sie zu.

Sie sieht eigentlich ziemlich harmlos aus. Ja, sehr gewöhnlich. Einfach etwas schick. Aber sonst. Schlaffe Backen. Die Farbe des Lippenstifts passt nicht zu ihrem Gesicht. Eigentlich ein Babygesicht. Aber nicht mit freudestrahlendem Blick, ziemlich matt und abgearbeitet. Um die Hüften hat sie auch schon etwas Kammerspeck angesetzt. Wieso ist mir das bisher nicht aufgefallen?

Nachdem ich sie gekreuzt habe, bleibe ich kurz stehen. Ich könnte jetzt umkehren und ihr unbemerkt folgen. Sie hat nichts gemerkt. Ich habe mich nicht verdächtig gemacht. Aber ich habe keine Lust mehr dazu. Sie ist keine Agentin. Eine gewöhnliche Frau mit Alltagssorgen, Ehegatten, Kinderkram und Sehnsucht nach Brad Pitt, wahrscheinlich. Ich habe mich getäuscht. Enttäuscht bin ich auch. Nicht viel. Aber etwas schon. Es war eben kein richtiger Auftrag. Und ich muss wieder warten. Aber inzwischen übe ich.

Immerhin. Das macht Sinn. Kleinsinn. Für eine halbe Stunde vergaß ich meine Selbsteinkreisung. Das ist das Merkwürdige: Selbst Misserfolge, Fehler und Täuschungen machen Sinn.

Aber eigentlich, was soll diese blödsinnige Verfolgerei. Das ist kein Auftrag. Und es wird auch keiner daraus. Agenten laufen ja nicht massenweise herum und schon gar nicht auf der Straße. Es gibt wahrscheinlich viel weniger Agenten, als man meinen könnte, nachdem man sich auf Netflix eine Agentenserie angesehen hat. Und inzwischen gibt es auch viel weniger herumstreunende Kriminelle, Räuber und Diebe, als noch im letzten Jahrhundert. Die Kriminalitätsrate nimmt ab. Man kann das auch bedauern. Ein großer Auftrag in dieser Ereignisecke steht für mich nicht an. Aber was dann? Schon wieder stehe ich vor dieser inzwischen ärgerlich gewordenen Frage und weiß keine Antwort. Leute, die nicht wissen, was sie in ihrer Freizeit tun können, sammeln. Auch du kannst doch etwas sammeln. Bierdeckel oder Kaffeerahmdeckel oder Servietten oder Zuckersäckchen. Die sind gratis. Daraus lässt sich doch eine lustige Bildmontage basteln. Wie originell. Ich habe nachgeschaut. Im Netz natürlich. Ich wäre der wahrscheinlich Dreimillionste auf der Welt, der Kaffeerahmdeckel sammelt. Dunkelziffer hoch. Größe und Wertschätzung hat etwas mit Seltenheit und Knappheit zu tun. Gold, Platin und Uran sind selten und daher teuer. Ich könnte mich ja zum Kurierdienst für kriminelle Machenschaften im Sektor Uranhandel anheuern lassen.

Nein, das ist es auch nicht. Kriminelle leben in einer Sekundärblase. Sie meinen, sie seien groß und mächtig. Sie meinen, sie würden Wellen schlagen. Aber ihre Größe ist Schein, in Tat und Wahrheit sind sie Parasiten wie die Misteln, die sicher so heißen, weil sie Mist sind wie die Kriminellen. Wenn der Baum, auf den sie sich gesetzt haben und dem sie Wasser und Nährstoffe entnehmen, deswegen abstirbt, dann sterben sie mit. Für etwas anderes sind sie nicht zu gebrauchen. Aber wozu bin ich denn zu gebrauchen? Verlassen in der endlosen Wildnis des Einerlei schreite ich dahin und suche meinen Ochsen. Ein Zen buddhistischer Mönch werden? Ja, es wäre schön, ich hätte etwas zu suchen, das ich verloren habe. Etwas Handfestes wie einen Ochsen, ein Pferd oder wenigstens einen Esel. Handfestes hinterlässt Spuren, die ich dann früher oder später entdecke. Dann fange ich den Esel ein, der sich wahrscheinlich im Unterholz oder im Gestrüpp verlaufen hat, und bringe ihn dazu, wieder mit mir

nach Hause zu kommen in seinen gemütlichen Stall auf sein Strohbettchen, wo er doch jeden Tag seinen Hafer bekommt. Unverständlich, wieso er überhaupt davonzog ohne mir etwas zu sagen.

Hab‘ weder Ochs noch Esel im Stall, bin irgendwo und überall. Ich suche etwas, das ich gar nicht verloren habe. Ich hatte ja noch nie einen wirklichen, einen überwältigenden Auftrag und eine Auftragserfüllung, die mir als Muster dienen könnte.

Aber wenn das so ist, wieso meine ich dann, ich müsste einen Auftrag, einen wirklichen, einen großen Auftrag haben? Woher kommt es denn, dass ich, und wahrscheinlich gilt das nicht nur für mich, meine, ich müsste grösser, bedeutsamer, wirkungsmächtiger und so weiter sein, als ich bin?

Das ist mir ein Rätsel. So steht es mit mir. Ich bin rausgefallen. Aus einer Mitte, in der ich noch nie war. Und trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, ich wäre schon einmal in dieser Mitte gewesen und ich müsste wieder in diese wahre Mitte hineinkommen. Die Mitte ist ein starker Magnet, der mich anzieht. Sie verspricht eine Erfüllung. Aber kaum nähere ich mich ihr an, dann polt der Magnet sich um und stößt mich zurück, lässt mich nicht mehr an sich heran. Ich blitze ab. Verstumme und rätsle. Und früher oder später beginnt das Ganze von vorn.

Versprechen ist vor allem Sprechen. Sich gutzureden. Einfach nicht aufhören zu sprechen. Jedes Sprechen mündet in ein Versprechen auf eine andere, bessere Zukunft. Und selbst wenn ich mich schlechtrede, mich kritisiere, so tue ich es doch, um des Besseren willen. Dem Guten, als dem Besseren, ist nicht zu entkommen, auch wenn es gar nie in seiner Vollkommenheit da ist. Der wahre Feind des Guten ist nicht das Böse, sondern der Unwille, die Weigerung, das Gute zu wollen.

So viel Philosophisches habe ich mir schon lange nicht mehr aufgetischt. Aber dieses Menü nährt nicht. Man spricht um zu entscheiden und zu handeln. Aber ich warte. Auf IHN. Der nicht kommen will. Wenn ich warte, kann ich nicht entscheiden. Es sei denn, ich warte nicht mehr auf IHN. Das ist jetzt aber ein ganz häretischer Gedanke. Tadel über dich! Aber auch das nützt nichts, denn deswegen verschwindet der Gedanke ja nicht einfach. Ich habe wieder eine Idee bzw. eine Frage: Was ist stärker, dass ich auf einen Auftrag warte oder

dass ich auf keinen Auftrag warte? Ich gebe mir drei Tage Zeit, um zu sehen, was sich durchsetzt.

Eine jämmerliche Gestalt. Durchgescheuerte Hose, Schuhsolen, die sich davonmachen und sowas wie ein Sakko, ein Zweireiher, schmuddelig, durchgescheuerte Ärmel, lächerlichen Goldknöpfe, und hinten schlappt das Futter raus. Seine besseren Zeiten sind längst vorbei. Er hockt auf einem dreibeinigen klappbaren Hocker. Sein Übergewicht wird der Hocker bald nicht mehr tragen können. Ein rundes Gesicht in bräunlicher Haut, die wohl kaum von einem längeren Solariumsaufenthalt stammen dürfte. Ein Roma aus Rumänien wahrscheinlich. Ist das simple Bettelei oder ein musikalisches Angebot mit freiwilliger Spende, Austritt sozusagen? Und was spielt er? Ich platziere mich vor ihn hin, in gebührendem Abstand natürlich. Ein bekanntes Volkslied, ein Schlager. Aber klar doch. Er will ja Leute dazu bringen, dass sie stehen bleiben und ihm zuhören, und da sollen sie ihren Liedschatz erkennen können. Vielleicht sollen sie sogar mitsummen oder mitsingen, wer will. Und dann sind sie so betatscht von ihren eigenen Gefühlen, dass ihm was geben. Aber niemand bleibt stehen. Ich bin der einzige. Soll ich stehen bleiben und ihm zuhören? Wenn ich stehen bleibe, kommt es mir so vor, als hätte ich Mitleid mit ihm. Mitleid ist ein zu vermeidendes Gefühl. Was für Schafe in der Bibel. Mitleid haben ist was total anderes als einen Auftrag erfüllen. Beim Mitleid steht der Wille nicht im Zentrum, bei der Auftragserfüllung unbedingt. Mitleid hat man spontan. Mitleid haben passiert einem, auch wenn man es gar nicht vorsieht. Ich finde das problematisch. Da fällt mir das Lied vom Leiermann ein, und mit starren Fingern dreht er was er kann, barfuß auf dem Eise wankt er hin und her und sein kleiner Teller bleibt ihm immer leer, keiner mag ihn hören, keiner sieht ihn an... Ich habe Mitleid mit dem Leiermann. Ertappt! Du hast also doch Mitleid. Der totale Widerspruch. Na ja, halb so schlimm, eigentlich habe ich auch mit dem Leiermann kein wirkliches Mitleid, er ist für mich mehr so ein krasses Bild für mein Leben als Single. Da ist man eben oft allein. Aber das geht in Ordnung. Die meisten Männer in meinem Alter sind allein. Als Single lebt schon ein Drittel der Bevölkerung. Selbstmitleid ist mitgebucht.

Aha, jetzt kommen die Vögel, die schon da sind. Ich summe die Melodie leise vor mich hin und denke mir den Text dazu. «Alle Vögel sind schon da, alle Vögel, alle. Welch ein Singen, Musizieren, Pfeifen, Zwitschern, Tirilieren!» Weiter komme ich nicht. Mehr weiss ich einfach nicht mehr. Zu wenig aufgepasst in der Schule. «Tirilieren.» Merkwürdiges Wort. Was soll das heissen? Wie tönt das, wenn man tiriliert, wenn es kein Pfeifen oder Zwitschern sein soll? Weiss ich auch nicht. Aber der Roma hat Recht. Es wird Frühling. Muss mich mal achten, wenn die Vögel pfeifen, ob ich das Tirilieren heraushöre. Irgendwann werden im Lied, die Vogelarten genannt: Amsel, Drossel, Fink und Star, glaub ich. Auf die müsst ich mich wohl konzentrieren. Aber wie sehen denn die aus? - Ah, jetzt fällt mir noch eine Halbstrophe ein: «Wir auch wollen lustig sein, lustig wie die Vögelin.» Lustig wie die Vögelin, wie soll das gehen? Keine Ahnung. Die Vögel pfeifen, was weiss ich warum. Soll das lustig sein? Wahrscheinlich pfeifen sie einander zu, wenn Gefahr droht. Wegen einer Katze zum Beispiel. Oder die Jungen im Nest pfeifen, wenn die Mutter mit Futter angeschwirrt kommt, weil sie immer so wahnsinnig Hunger haben. Lustig ist das nicht. Oder die Männchen pfeifen sich die Lunge aus dem Hals, bis endlich ein Weibchen geruht sich zu nähern. Schwerstarbeit, aber bestimmt nicht lustig. Und wenn sie sich über hingeworfene Brotkrumen hermachen und sie einander wegschnappen, dann sieht das alles andere als lustig aus.

Akkordeon spielen kann er. Das muss man ihm lassen. Aber was sonst noch? Nicht viel wahrscheinlich. Aber das ist es gerade, was ihn für Kurierdienste wie geschaffen macht. Was, wenn dieses Lied eine geheime Botschaft für einen Vorübergehenden enthält? Ich schaue auf meine Uhr. Es ist drei Uhr nachmittags, Dienstag, fünfzehnter März. Das ist die Abmachung: Um punkt drei Uhr spielt er «Alle Vögel sind schon da.» und das heisst dann: Die Ware ist angekommen. Ihr könnt sie abholen. Und dann könnt ihr lustig sein, lustig wie die Vögelin. Libanesen kontrollieren die Haschszene, die Kolumbianer, zusammen mit der CIA, den Koks-Markt. Oder so ähnlich. Und er ist der kleine Hermes der Rauschgifthändler. Perfekte Tarnung. Erst jetzt merke ich, dass er mich beobachtet. Er spielt sein «lustig wie die Vögelin» und gafft mich dabei an. Und wahrscheinlich hat er mich schon die ganze Zeit beobachtet und ich habe es nicht bemerkt. Meint er jetzt, ich sei der, dem er die Botschaft

überbringen muss. Könnte ja sein. Und das Zeichen, dass der Adressat die Botschaft verstanden hat, bestünde darin, dass ich ihm ein Geldstück in seinen Hut lege. Ich schaue nach, ob ich noch ein Einfranken- oder höchstens ein Zweifrankenstück habe. Ich habe nur noch ein Fünffrankenstück und ein paar kleinere Münzen. Vielleicht ist ja meine Spende der Lohn für die Erledigung seines Auftrags und gleichzeitig die Bestätigung: ich habe verstanden. Dann leg ich ihm jetzt das Fünffrankenstück hin und warte ab, was geschieht. Er bedankt sich höflich mit «Vielen Dank» und ich sage noch «Schönes Lied» und «gut gespielt» - vielleicht gehört das ja auch zur Abmachung – und gehe wieder zurück an meinen Platz. Er lächelt mich noch ein bisschen an, dann schaut er weg und mich nicht mehr an. Das heisst wohl: mein Auftrag ist erledigt. Und jetzt hat er auch das «Alle Vögel sind schon da» zu Ende gespielt. Ein Balkansong ist an der Reihe. Er lächelt den Entgegenkommenden zu, mich ignoriert er. Und ich gehe weg, die Strasse hoch. Auftrag ist erledigt.

Ich habe ein gutes Gefühl. Mein Auftrag ist erledigt. Dann hat man ein gutes Gefühl. Dem man einen Auftrag übergibt, dem vertraut man, dass er ihn korrekt und zur Zufriedenheit ausführt. Ja, ich könnte sagen, dass ich das Vertrauen nicht missbraucht habe. Ich habe mich nicht insgeheim selbst bereichert moralisch, seelisch oder sowas. Ich habe dem Roma oder was auch immer sogar mehr gegeben als nötig gewesen wäre.

Aber zehn Sekunden später bleibe ich stehen. Ich müsste doch abwarten, was geschieht? Ich drehe mich um. Wo ist er denn jetzt hin? Ich gehe zurück, um ganz sicher zu sein. Weg. Verschwunden. Das ging aber schnell. Mein Verschulden. Müsste ich ihm denn jetzt nicht folgen, um zu sehen, was ich mit meiner Auftragserfüllung ausgelöst habe? Aber wohin ist er abgehauen? Unten am Marktplatz gibt es mindestens vier mögliche Richtungen, wohin ich ihm folgen könnte. Auf dem Platz werden gerade die Stände abgebaut und die nicht verkaufte Ware in Camions eingeladen. Die Fahrzeuge verdecken mir vollkommen die Sicht über den Platz. Er hat sich dünn gemacht. Ich bin ratlos. Eigentlich könnte ich jetzt angesichts von so viel Unwägbarkeit die Suche aufgeben. Nur so zum Spass wähle ich eine enge Treppe, die hinauf zum Münsterhügel führt.

Oben angekommen setzte ich mich auf eine Bank unter einen der Kastanienbäume und nehme mir vor über mich und meine Dummheit

nachzudenken. Und schon kommen die Tauben angetrippelt. Hemmungslos kreisen sie meine ausgestreckten Beine ein. Zu essen kann ich ihnen nichts geben, weil ich nichts habe. Bis sie das begriffen haben, dauert es mir zu lange. Ich ziehe ruckartig die Beine ein und sie huschen erschreckt auf. Aber das heisst noch gar nichts. Tauben geben nicht so schnell auf. Sie haben jederzeit Hunger und wollen überleben, einen anderen Lebenszweck, sieht man von der Fortpflanzung ab, kennen sie nicht. Einen Auftrag müssen sie weder finden noch erfüllen. Einen Moment lang wünsche ich mir, eine Taube zu sein. Das würde vieles erleichtern. Schon wieder trippeln sie vor meinen Füßen herum. Das ist Taubenschicksal. Ständig heruntänzeln, um dann doch nur wieder verscheucht zu werden, und frustriert mit knurrendem Magen den nächsten Bankhocker anpeilen. Das doch lieber nicht. Ich kaufe mir sofort ein Sandwich! Was bin ich doch für ein Vollidiot. Der Roma war gar kein Botschafter. Er hat einfach mein Fünffrankenstück eingesackt und ist damit fröhlich und zufrieden abgehauen. Und ich Idiot meine, ich hätte einen wichtigen Auftrag erfüllt. So ein Blödsinn. Dabei habe ich nur einem armen Schlucker für seine Musizieren ein überhöhtes Honorar gegeben. Eine Auftragserfüllung kann ungewollt zur guten Tat werden. Für ihn! Für mich ist die Übergabe des Fünffrankenstücks keine gute, sondern eine idiotische Tat. Merke: man kann sich täuschen, man meint, man würde einen Auftrag korrekt erfüllen, aber hinterher stellt sich heraus, dass man fehlgeleitet war. Ein Auftrag für einen Idioten.

Die Welt hält für Idioten wie mich noch weitere Idiotenaufträge bereit. Im Angebot stünde da zum Beispiel ein Bombenattentat im Rahmen des Jihad. Jihad-terroristen meinen, sie würden dann etwas Grossartiges machen, wenn sie andere in die Luft jagen und sich gleich auch dazu. Ihre Auftragserfüllung meint Weltabriss. Sie wollen sich ihre Welt zurechtbomben. Platz machen für einen Neuanfang, der keiner ist. Denn ihnen fällt zur Neumöblierung der Welt nichts Neues ein. Sie bedienen sich in der geistigen-religiösen Brockenstube oder besser, sie basteln sich mit standardisierten Modulen aus der Religions-Ikea-Kiste eine gute altneue Stube zusammen. Und das finden sie grossartig. Ich bin kein Muslim. Und ich will auch keiner zu werden. Und schon gar nicht ein Jihad Kämpfer. Und ich bin auch kein Rechtsextremer, Identitärer, Neonazi, die sich in ihr in Schwarz und Weiss zusammengeschrumpftes

Weltbild verliebt haben. Und ich will niemanden töten, im Moment nicht einmal mich. Mir fehlt diese Maximalverzweiflung des Menschen, die von ihrem Versagen so zermürbt sind, dass sie sich bereitwillig einer religiösen oder einer rassistischen Gehirnwäsche unterziehen. Es muss eine Art geheime Lust geben, sich als trübe Einzelmaske aufzugeben und sich ganz in den Dienst der einen Sache zu stellen und nur noch ein Teil eines Ganzen sein. Wie herrlich. Keine Gedankenzermarterungen, kein Schauen in die Abgründe des eigenen Versagens. Und so geht das: Melde dich an bei der Sinn- und Werteagentur Allah-öffnet-immer-eine-Tür, finde sofort Aufnahme und beziehe als privilegiertes Mitglied Sinnhäppchen durch Unterordnung unter das göttliche Gesetz zum Vorzugspreis. Die himmlische Geschäftsstelle muss nur darauf achten, dauernd ihren Wert, ihr Ansehen und dadurch ihre Autorität zu vergrößern oder wenigstens zu erhalten. Die Aussicht auf das Paradies mit den nie versiegenden Jungfrauen genügt da schon nicht mehr, ein Paradies auf Erden muss her, und zwar schnell. Im Angebot haben wir das bewährte Wiederaufleben einer ursprünglichen, glücklichen und idealen Gemeinschaft der Gläubigen, in der die ewigen göttlichen Gesetze garantiert schon einmal wirksam waren. Ein Leben im Garten des Guten als Vorschau auf das Paradies und mit garantierter Freikarte ins Paradies. Der Preis für das Privileg als Auserwählter mit Sinnhäppchen verköstigt zu werden heisst absolute Unterordnung unter das Gesetz des Himmels, vollständige Negierung seines Eigensinns und wahrhafte Opferbereitschaft.

Ich bin leider eigensinnig und ich habe einfach kein Talent Opfer sein zu wollen. Und auch zur religiösen Unterordnung, zu einem Glauben an ein nicht hinterfragbares Gesetz, dem man nur zu gehorchen hat, bin ich nicht geeignet. Das entspricht nicht meinem Gemüt, nicht meinem Schönheitssinn und nicht meinem Genussmodus. Ich finde solches End-Leben abscheulich, und es macht auch von der Vernunft her gesehen keinen Sinn, einfach alle Nicht-Gläubige zu eliminieren oder so lange zu terrorisieren, bis sie nachgeben und zum Schein ein Glaubensbekenntnis abgeben. Die europäische Geschichte ist voll von solchen unsinnigen inquisitorischen Versuchen. Das Beharren, es dürfe immer nur einen Gott und seine eine gleichgefärbte Schafsherde geben, ist eine Art kultureller Geburtsfehler des Monotheismus, oder eventuell aller Religionen, die sich in die Moderne hinüberretten wollen.

Andere Schafssorten muss es allein schon deshalb geben, um die eigene überhaupt und besser zu verstehen. Der Wahn, alle müssten zum Beispiel Muslime werden, ist vergleichbar mit dem Wahn mit Antibiotika alle Bakterien aus der Welt schaffen zu können. Das wird nicht gelingen, denn anders Gläubige bauen Widerstandsfähigkeiten auf wie die Bakterien Resistenzen, so dass sie schliesslich auch mit einer geballten Ladung Antibiotika sprich Ideologieramsch nicht mehr totzukriegen sind.

Bakterien sind gewissermassen die Fremden in uns. Wir sind voll von Fremden. Sie leben in unseren Därmen in überwältigender Menge. Es gibt mehr Bakterien im Darm als Sterne im All. Ich bin für die friedliche Koexistenz mit meinen Darmbakterien. Sie mit der pharmazeutischen Keule auszurotten macht so wenig Sinn, wie die Trawler so lange in den Weltmeeren fischen zu lassen, bis es keine Fische mehr gibt.

Ich bin für friedliche Koexistenz und für das gute alte Masshalten. Dumm ist – sagt Aristoteles – tollkühn zu sein und mit scheinbaren Heldentaten sein Leben zu riskieren. Aber ebenso gilt: erbärmlich ist es, sich feige zu verkriechen. Bleibt, Mut zu haben und mutig zu handeln.

Soweit so gut. Aber bis jetzt musste ich noch keinen Mut zeigen. Überhaupt scheint das Muthaben heutzutage nicht sehr verbreitet zu sein. Ich vermute, in unserer Gesellschaft ist das Mut-Zeigen einfach nicht mehr vorgesehen. Es ist alles bestens geregelt. Es gibt immer weniger unregelte Situationen, in denen mutig zu sein zwingend ist. Und um Regeln einzuhalten, braucht es keinen Mut. Ich will aber mutig sein können.

Auf dem Platz vor dem Bahnhof, vor der Warenhausgalerie, sehe ich eine Maroniverkäuferin in ihrem kleinen Standhäuschen. Sie ist eingeklemmt zwischen einem grossen Kessel, in dem die Maroni braten, und einem Kasten aus braunrötlichem Kupfer, in dem die gebratenen Maroni warmgehalten werden und aus dem durch ein kleines Röhrchen weisser Dampf faucht; darüber, an einem Nagel befestigt, warten kegelförmige und mit Maronen bedruckten Tüten auf ihre Einfüllung. Im Hintergrund zwei Säcke. Einer ist voller ungebratener Maronen und einer mit Holzkohle gefüllt.

Die Maroniverkäuferin ist jung, wenig mehr als zwanzig. Kecker Kurzhaarschnitt, blondgefärbt, hohe Stirn, schlanker Hals und eindringlich

dreinblickende helle Augen. Irgendwas beschäftigt sie, mit irgendetwas ist ihr sehr ernst. Konzentriert, um nicht zu sagen kritisch, beäugt sie die Passanten, die an ihrer Theke vorübergehen. Studentin wahrscheinlich, Geisteswissenschaft ziemlich sicher. Die Preise sind exorbitant. Maroni sind ein Luxusprodukt, auch wenn es wegen des Strassenverkaufs und einer frierenden Verkäuferin nicht nach Luxus aussieht. Ich weiss nicht, ob ich ihr ein Säckchen abkaufen soll. Ich warte ab und beobachte sie. Da kommt eine mittelalterliche Frau und bestellt sich ein Säckchen. Offenbar macht sie dazu ein paar Bemerkungen, denn auf dem Gesicht der Studentin entfaltet sich plötzlich ein leicht verlegenes, aber doch noch gefitztes und schönes Lächeln. Ich bin ganz überrascht. Ein solches Lächeln hätte ich ihr nicht zugetraut. Angenehm. Freut mich.

Dann denke ich wieder an meine Suche nach einem Auftrag, der nicht kommt, einfach nicht kommen will. Nein, ich kaufe ihr nichts ab. Das wäre Verschwendung von Zeit und Geld und mein Auftrag wird ja auch nicht einer Tüte mit gebratenen Edelkastanien entspringen.

Ich könnte ebenso gut wie sie hinter der Theke stehen. Das könnte doch mein nächster Job werden. Die Arbeitslosenkasse will, dass ich mich bewerbe. «Sie bleiben im Arbeitsmarkt integriert, verlieren den täglichen Arbeitsrhythmus nicht und es entstehen keine Lücken in Ihrem Lebenslauf.» Dieser Beamtensatz kommt daher wie eine unscheinbare, sachliche Beschreibung eines Ist-Zustands, versteckt aber nur die Befehlsform: Lassen Sie keine Lücken in Ihrem Lebenslauf entstehen! Wehe, Sie haben Lücken in Ihrem Lebenslauf. Mir fehlt der tägliche Arbeitsrhythmus und die Integration in den Arbeitsmarkt. Wem das fehlt, der lebt in einer Lücke. In seiner Lebenslücke. Durch Lücken fällt man hindurch. Fallmaschen vergrössern sich mit der Zeit zu folgenreichen Löchern in Pullovern, die niemand mehr flicken kann und will. Lohnt nicht. Und die Fortsetzung der Erzählung heisst den Löcherpullover wegschmeissen, sprich Obdachlosigkeit.

In meinem Lebenslauf wimmelt es nur so von Lücken. Ich finde Lücken interessant, um nicht zu sagen, meine Lücken machen mich erst interessant. Das Lückenlose überliert ja sowieso jeder. Lückenlosigkeit streben die Dentaltechniker an. Die perfekte Zahnreihe stellen sie einem ohne weiteres her, ist nur eine Frage des Preises. Ein Lächeln mit Lücken ist einfach

frappierender. Ein Lebenslauf mit Lücken macht ein Leben geheimnisvoller. Was dem wohl alles passiert ist und immer noch passiert, während die meisten geheimnislos auf ihr Grab zu trippeln?

Aber früher oder später kommt dann der Vorwurf in Form einer rhetorischen Frage: Was macht der da überhaupt, während wir ausdauernd für lückenlose Lebensabrechnung besorgt sind? Ich bin ein «der da» mit Lückenbiografie.

Ich gehe zur Maroniverkäuferin und versuche es mit einem breiten Grinsen. Das Grinsen ist chancenlos, es prallt an ihrer Ernsthaftigkeit ab. So viel Ernst weist auf ein ernsthaftes Problem hin. Ich könnte sie fragen, was ihr Problem sei. Dann würde sie wahrscheinlich sagen, sie wüsste nicht, ob das Studium, das sie erst gerade in Angriff genommen habe, auch das richtige sei und ob sie nicht doch lieber in die Philosophie wechseln solle. Auch so eine wie ich. Ich wusste auch nie recht, was ich studieren sollte. Und darum habe ich es zu nichts und so weiter. Oder zum Theater. Als Schauspielerin. Ich könnte sie mir gut als Schauspielerin vorstellen. Aber wahrscheinlich würde sie sich nach einem halben Jahr Schauspielerei wieder fragen, ob das jetzt das richtige sei. So ist das. Man meint, man müsse das Richtige tun, während man das, was man gerade tut, für das Falsche hält. Was einem fehlt ist eben ein Auftrag. «Finden Sie nicht auch uns fehlt ein grossartiger Auftrag», so könnte ich ihre Zustimmung erschmeicheln. «Nicht so etwas Leicht-zu Erledigendes wie überteuerte Maroni in mit Maroni Bildchen bedruckten Papiersäckchen einfüllen. Etwas hohe Wellenwerfendes.» Ich bin überzeugt, sie möchte auch hohe Wellen werfen und dann auf der Welle surfen.

Ist das ein gut bezahlter Job? Haben Sie kalt? Wie lange dauert eine Schicht? Kann ich den Job auch bekommen? Ich frage sie das, sonst nichts. Dass ich mich für den Job interessiere, um meine Lebenslücke zu füllen, sage ich ihr natürlich nicht. Denn das wäre auch ziemlich unangebracht, sie füllt ja auch gerade nur ihren Lebenslauf auf, obwohl sie lieber Wellen reiten möchte. Aber wahrscheinlich hat sie ja schon anhand meiner Frage gemerkt, dass ich ein schlampiges Lückenfüller-Leben führe. So wie sie. Ohne Grossauftrag. Immer im Kleinerledigungsmodus.

Sie fühlt sich von meinen Fragen überrumpelt und gibt sofort Auskunft, als hinge ihr Job davon ab. Genau, was ich wollte. Befriedigt und mit Telefonnummer in der Jackentasche zottle ich davon.

Der Anruf ergibt nichts. Der Frühling sei ja gerade dabei herbei zu flöten und dann werde der Maroniverkauf sowieso eingestellt. Und zudem, die Liste der wöchentlichen Helfer sei schon voll, ja, es gäbe sogar eine Warteliste. Ob ich auf die Warteliste für den nächsten Winter wolle. Ich will nicht. Absehbares Warten ist falsches Warten. Ich warte auf das Unabsehbare. Dafür gibt es keine Warteliste.

Seit wenigstens zwei Stunden sitz' ich auf ihr. Sie ist in meinen Besitz übergegangen. Gefühlsmässig. Die Parkbank. Am liebsten verharre ich in der Stellung des In-sich-Verkrochenen. Dazu strecke ich die Beine aus und lege den Kopf auf die Lehne. Von aussen gesehen sieht das eher flegelhaft und nicht wie ein In-sich-Verkriechen aus. Aber innen bin ich ganz in mich eingerollt. Als wollte ich die Welt über mich täuschen. Ich will aber niemanden täuschen. Wie ich gerade in der Welt liege, hat sich bloß so ergeben. Aus dem linken Auge habe ich gerade ein Weizenkorn weggewischt, schon wieder, erst letzte Woche bin ich eines am rechten Auge losgeworden.

Ich nehme an, es ist nicht auf die Erde gefallen, um ein Kornfeld zu begründen. Ich bin die ruhig vor sich hinarbeitende Fleischmasse mit allerdings überdimensionierten Blicklöchern. Zuverlässig. Das Fleisch kann nicht anders. Herzschlag, Atmung, Verdauung und was es sonst noch braucht, um sich in Gang zu halten. Der Körper schafft und schafft und schafft, ein Leben braucht er nicht zu führen. Ich schon. Leider. Weltverknüpfung heisst die Weise der Existenz. Philosophisch gesehen. Das Schauen ist minutenlang meine einzige Weise der Weltverknüpfung. Ich sehe einiges. In zwei Stunden ist das, als Zahl betrachtet, sogar viel. Das Geschaute ist mir aber egal. Es könnten auch andere Dinge an meinem Blickloch vorbeikommen. Ich bleibe in meiner Höhle. Der Blick greift nicht wirklich zu. Ich nehme das Geschaute zur Kenntnis, schnuppere ein bisschen an ihm herum, dann lasse ich es wieder gehen, und dann zieht das nächste Etwas an mir vorbei. Ein Schauender, der sich im flauschigen Nest der Indifferenz bequem gemacht hat. Ich warte. Ich warte auf einen, auf meinen Auftrag. Es gibt ihn. Irgendwo muss es ihn geben. Aber alles muss warten, bis es drankommt. Es gibt eine Warteschlange am Schicksalsterminal. Und die ist lang. Bitte keine Eile. Nicht drängeln. Ein Grossauftrag braucht Zeit. Auch er hat seine Zeit. Eins nach dem anderen. Der

Teufel im Nacken ist schon frustriert abgezogen. Er musste dem liederlichen Prokrastinator Platz machen. Das Traumdösen sitzt mir indessen nicht im Nacken, es breitet sich viel mehr träge wie Sirup in den Weichteilen aus. Ich muss nichts durchhalten, ich muss nichts aushalten. Ich falle um. Ich bleibe liegen. Bin keineswegs müde, schon gar nicht mürbe. Ich fläze, faulenze. Das heisst wohl, ich werde langsam verfaulen. Na, dann eben. Ein bisschen vor sich hin stinken, tut gut, ist gar gesund. Niemand wird mich dabei als Faulpelz ertappen. Zurzeit schäme ich mich auch nicht. Vielleicht später. Wenn man es richtig anstellt, kann man auch das auf den Sankt Nimmerleinstag verschieben. Das Gebell vom faulen Hund bleibt ungehört. Es ist still. Draussen im Park ist es still und still ist es in mir drin, drinnen in meinem Wald voll moosbegrüntem Fallholz. Die Zeit bleibt stehen. Was will man mehr? Ein Loblied auf die Faulheit noch. Aber du, Faulheit, vergib mir, dass ich dir kein Loblied singen kann, du hinderst ja mich dran. Ein Dank noch dem Gotthold Ephraim.

Ich öffne die Tür zu meiner Wohnung, trete ein, schliesse hinter mir zu, bleibe stehen. Es ist meine Wohnung, es ist mein in zwei Zimmern angehäuftes Sammelsurium mit Secondhand Möbeln, und trotzdem habe ich momentlang das Gefühl, ich hätte einen fremden Ort betreten, als gehörte das alles nicht zu mir, als müsste ich mir meine Anwesenheit erklären.

Über die schon einmal gebrauchten Möbel warf Chronos eine feine Aura von Anderssein, von Fremdheit, von Unheimlichkeit. Was haben diese Möbel nicht schon alles erlebt, stoisch ertragen müssen. Liebesakte, Streitpartien, Essgelage, pubertäre Weinkrämpfe, minutenlanges Schweigen wegen geringfügiger Kränkungen, das Grollen der Ressentiments, das Wutgeschrei der Hilflosen.

Zu meinem Möbelmischmasch gehört ein schmaler Schrank mit verglasten Türen. Darin steht prominent eine mit hellgelben und hellgrünen Pflanzen bemalte Schüssel, und zwar auf dem Schüsselrand, weil ihr Durchmesser zu gross für das einfache Auf-dem-Fuss-Stehen war. Den übrigen Krimskrams finde ich nicht erwähnenswert. Und ehrlich gesagt, wenn ich ab und zu einen Blick auf die Möbel und all die Dinge werfen, die sich hier in meinem so genannten Heim angesammelt haben, dann frage ich mich, wer denn das alles angeschleppt und hingestellt hat? War ich das? Allen Ernstes? Von einigen

Ausnahmen abgesehen, hege ich immer wieder den Wunsch, die gesamte Wohnungseinrichtung auszutauschen. Aber dazu bin ich sowohl zu träge als auch zu arm.

Es heisst Billy und, nomen est omen, es war billig, ein modulartiges weisses Gestell, das man eigentlich an der Wand hätte befestigen müssen und nun immer die Tendenz hat sich seitlich zu der Stehlampe hin zu verbeugen, als wollte es mit der Lampe flirten. Eigentlich stand auf dem Beipackzettel, dass dieses Möbelstück unbedingt mit dem beigepackten Beschlag an der Wand befestigt werden müsse, aber leider und uneigentlich und unerklärlich ist mir der Beschlag abhandengekommen, so dass es zu keiner Befestigung kam. Und leider ist auch das Holz der Bretter, die die Bücher zu tragen haben, kein wirkliches Holz, das aus einem Baumstamm herausgeschnitten worden wäre, sondern ein Säge- und Hobel-Abfall zusammengeklebtes geglättetes Etwas, das schon nach kurzer Zeit dem Gewicht der Bücher nachgegeben musste und sich nach unten durchgewölbt hat.

Es kommt immer wieder vor, dass ich beim zufälligen Hinblicken die völlig unnötigen girlandenartigen Verzierungen von Spinnen entdecke. Natürlich entferne ich sie im Vorbeigehen mit Verärgerung, aber auch mit Schwung. Ja, und ich muss zugeben, auf einigen Abstellflächen, und ebenso auch auf der Glasscheibe des Schrankes liessen sich mit dem Finger geschriebene Botschaften übermitteln.

Der gräuliche, teilweise bräunlich verfleckte Teppich musste schon einige Male heissen Kaffee oder Tee schlucken. Und immer wieder übersehe ich gebrauchte Teller und Tassen, obwohl ich doch über eine Abwaschmaschine verfüge. Plötzlich fallen sie mir ins Auge. Sie stehen herum wie nicht abgeholte Fremde auf Zugperrons. Wie kommt das bloß, dass ich sie zuvor übersehen habe? Ich verstehe das nicht.

Mein einziges Erbstück gehörte einst Tante Carmela. Tante Carmela war schön. Und Tante Carmela hatte ein wunderbares Lächeln. In meiner Erinnerung besteht sie fast ausschliesslich aus diesem Lächeln. Obwohl, sie hatte auch gewelltes schwarzes Haar, das ihr bis zur Schulter reichte. Das passte haargenau zu ihrem Lächeln. Das Lächeln ist natürlich eines, das einzig und allein mir galt und immer noch gilt. Von ihrer Gestalt weiss ich nichts mehr, ausser dass sie so wunderbar wie sie lächelte auch roch. Es kam mir vor,

als sollte das immerwährende Lächeln in Form ihres Dufts am ganzen Körper weiterstrahlen. Ich konnte und kann es auch heute unmöglich sagen, um was für einen Duft es sich handelte. Vielleicht wie der Duft eines Caramel. Aber das sage ich jetzt nur, weil sie Carmela hiess und mir nichts anderes einfällt. Wie auch immer. Süß war auf jeden Fall mein Gefühl, wenn ich als kleiner Bub auf ihrem Schosse sass. Tante Carmela hatte keine Kinder. Warum, wusste ich nicht. Vielleicht auch deshalb nahm sie mich gern auf ihren Schoss. Das machte sie für mich aber nur umso geheimnisvoller und anziehender. Süß war ihr Geruch und süß war ihre Stimme. Nie wurde sie laut. Wenn sie etwas sagte, dann sprach sie nicht, ich meinte, sie sänge. Leise und eindringlich, als ginge es darum, mich jederzeit in den Schlaf zu singen. Und dabei sassen wir zusammen auf dem Sofa, auf dem ich nun alleine sitze. Tante Carmela ist früh verstorben. Warum weiss ich nicht. Es ist ein Geheimnis. Ihr Grabstein steht irgendwo, aber ihr Sofa steht in meinem Wohnzimmer. Ich verstehe nichts von Stilen, aber ich würde sagen, es ist Biedermeier. Moosgrün oder besser schlammgrüner Grundstoff mit einem beinahe die ganze Fläche einnehmenden aufgestickten Blumenstrauss. Das Blumenbouquet ist allerdings grausam abgeschauert. Die Blumen sind nur noch halb zu sehn. Rote, gelbe, grüne Fäden sind dabei sich zu entflechten und das Weite zu suchen. Und auch auf der Rückseite gibt es Risse, die einen Blick in das hölzerne Innere des Sofas erlauben. Interessant, diese Innereien, aber auch etwas unheimlich. Ich müsste das Sofa längst ersetzen. Aber was sonst soll mich denn an die Süsse und die Schönheit von Tante Carmela erinnern?

Freilich gibt es noch Stühle und einen Tisch. Ich habe sie aus dem Brockenhaus gleich um die Ecke herübergetragen, bzw. tragen lassen. Ich hielt sie für ein Schnäppchen, bin mir aber dessen nicht mehr so sicher. Das Fournier beginnt sich aufzubäumen, macht Platz für eine Ameisen- oder Käferpopulation.

All diese Möbel, all diese Dinge, sie sind schon lange da. Sie gehören zu mir, aber ich beachte sie kaum noch, sie stehen einfach da und warten, wie einst der Diener von Oblomow, der still und regungslos im Zimmer stehen bleibt und auf einen Befehl wartet, weil der im Bett liegende Oblomow ihn zuvor gerufen hat, nun aber vergessen hat, warum er ihn gerufen hat. Die Dinge dienen zu irgendwas, aber ihre Nützlichkeit ist inzwischen so selbstverständlich geworden, dass sie keine Beachtung mehr verdienen. Ja, es liegt auf der Hand,

die Wohnungseinrichtung in ihrem achtlosen Wartezustand lässt sich problemlos als Metapher für mein Warten auffassen.

In meiner Wohnung müsste man zweifellos wieder einmal restlos aufräumen und gründlich putzen. Das kommt noch vor Weihnachten dran. Zuerst gilt jetzt meine ganze Aufmerksamkeit der Auftragsfindung. Ich überlege, wer das «man» sein könnte, der oder die aufräumen und putzen könnte. Was mir fehlt, ist zweifellos eine tüchtige Frau. Ehefrau wage ich schon gar nicht mehr zu sagen. Ehefrauen wollen dir nur beibringen, dass du selber deinen Dreck putzen sollst. Wenn du geputzt hast, gibt es vielleicht noch eine kleine Belohnung, wahrscheinlich Sex. Danke. Sex als Belohnung! Auf sowas verzichte ich lieber. Leider kann ich mir weder eine Putzfrau noch eine Geliebte leisten.

Heute früh sofort nach dem Aufwachen machte er sich in meinem Bett breit und drängte mich hinaus. Verschwinde, sagte ich zu ihm. Ich will dich heute nicht bei mir haben. Ich will überhaupt bei niemanden sein müssen. Auch nicht bei so einem frisch rasierten Morgen wie dich. Verschone mich, oh Schicksal, mit einem dieser rohen Tage, die bis zum Abend gargekocht werden müssen! Bereits um viertel vor sieben Uhr wurde ich vom Getrampel über mir geweckt. Es folgten eine Stunde lang hektisches Hin und Her, Zusammenschisse, Abschiedsküsse. Ich glaubte es genüge, wenn ich mir sage, dass macht mir alles gar nichts aus, und wieder einzuschlafen versuchte. Der Versuch misslang, so dass ich mich als zu früherweckter Arbeitsloser anzusehen gezwungen sah. Das Gefühl war zum Davonlaufen. Ich nahm das wörtlich und flüchtete ohne Kaffee und Morgenessen in die Innenstadt, wo ich hoffte es mindestens noch vor neun Uhr loszuwerden.

Wahrscheinlich hat das sanfte Lüftchen, das mir einen ersprießlichen Tag vorgaukeln will, auch die Straßen aus ihrem Dämmerzustand geweckt. Ein bisschen hängen sie immer noch herum und gähnen, die Straßen. Sie drehen sich noch mal auf die andere Seite und wollen weiterdösen. Es ist noch gar nicht lange her, seit die schattigen Nachtriesen sich wieder in die Erde verkrochen haben.

Es ist fünf vor neun. Vor neun ist hier nichts offen. Ich weiß, dass ich hier nichts zu suchen habe. Ich gehöre einfach nicht hierher. Schon gar nicht um diese Zeit. Um so mehr tue ich so, als befände ich mich auf einer wichtigen

Mission. Meine spontane Mission besteht darin, dass ich hinter den Glastüren die Verkäufer und Verkäuferinnen aufspüre, die dabei sind ihr Morgengeplauder zu verrichten, bevor sie die Türen zu ihren Konsumhimmeln öffnen.

Und weil schließlich ein Wareneingang vor mir erscheint, trete ich ein und auf die Rolltreppe. Ich habe nichts vor und fahre stumm, nichts denkend und den Blick nur auf die gerippten Treppenstufen gerichtet bis zum ersten Stock hoch. Seit meiner Kindheit fahre ich gern Rolltreppen. Auf den Rolltreppen stehend haben wir jeweils geschwiegen, nichts zueinander gesagt, genauso wie in einem Lift. Da verstummen auch alle und warten, bis sich die Tür wieder öffnet. Im Lift zu stehen und zu schweigen war für mich immer sehr anstrengend, seelisch gesehen. Ein merkwürdiger Zustand von Nähe, den man nicht will. Ähnlich wie bei den italienischen Verwandten, die einen immer so freudig und lange abküssten. Da musste ich immer zu einer vorübergehenden Versteinerung Zuflucht nehmen. Rolltreppenfahren ist anders. Man befindet sich nicht in einer Schachtel, die in einem viereckigen Schlauch mit einem Seil, das man nie zu sehen bekommt, hin und her verschoben wird. Auf der Rolltreppe kann man sehen, dass und wohin man hochgehoben wird. Diese Art des Hochgehoben-Werdens hatte etwas Erhebendes, im wörtlichen und noch in einem anderen Sinn, den ich damals noch nicht kannte, aber fühlte. Das Wunder der Bequemlichkeit. Eine Treppe, auf der man nicht hochzugehen braucht, um hochzukommen! Endlich kann ich mich ins Gefühl des Verwöhntwerdens, des Anstrengungslosen abgeben.

Noch vor der Ankunft auf dem 2. Stock will ich wieder umkehren, weil ich mich ja als verwöhnter Kindskopf ertappt habe. Tue es dann aber doch nicht. Verwöhnung ist einfach zu verführerisch. Der oberste Stock ist als Konsumhimmel gedacht, dort ist der Gott der Moderne eingezogen. Er haucht den mindestens zwanzig Fernsehern das Leben ein und zeigt uns darauf tagtäglich seine moderne Nachschöpfung. Die Moderne ist das massenhafte Vervielfältigen der Wirklichkeit. Es fällt zunehmend schwer, Wirklichkeit von ihren Kopien in medialen Gefäßen zu unterscheiden.

Am liebsten möchten die kümmerlichen Resten meines fehleranfälligen und Mottenlöcher vollen Ichs sich auf einen Sessel lümmeln und zur Rechten des modernen Gottes auf den mindestens zwanzig Fernsehern in verschiedenen

Größen und Marken das ewig gleiche Programm ansehen. Aber kein schöner weicher Sessel erwartet mich. Vor einem Riesens Bildschirm bleibe ich, zwischen Erstaunen über die Größe des Bildes und dem Gefühl von Scham bei verbotenen Tun entdeckt zu werden, stehen. Denn zwischen der Größe des Weltbildschirms und meiner mickrigen Weltbedeutung klafft der mir bestens bekannte Abgrund. Selbst meine Mutter hätte jetzt sicher gesagt, ich dürfe nicht stehenbleiben und gaffen, mindestens nicht allzu lange, denn wir hätten ja eh kein Geld und würden also auch nichts kaufen, ganz bestimmt keinen Fernseher und einen von dieser Größe schon gar nicht. Aber die Verkäufer und Verkäuferinnen stehen ganz weit weg und unterhalten sich angeregt, wahrscheinlich über die nicht gemachten Tore der Stadtmannschaft am vergangenen Wochenende. Sie haben es lustig. Hoffentlich sehen sie mich nicht und meinen, sie müssten mich ansprechen. Sie kommen jedenfalls nicht auf mich zu. Oder möglicherweise haben sie mich bemerkt, aber sofort richtig geschlossen, dass der sowieso nichts kaufen kann und will. Andere potentielle Käufer oder Streuner sehe ich nicht.

Die eine Kamera in den mindestens zwanzig Fernsehern ist offensichtlich auf einer Drohne oder einem Helikopter befestigt und fliegt gerade einen Berg hoch. Die Kamera schaut auf die Wipfel hinab, so dass wir als Zuschauer das Gefühl bekommen, wir seien Vögel. Dem Gott der Moderne sei's gedankt. Zuerst sind es Laubbäume, später kommen die Nadelhölzer dran, dann nur noch grüne Alpwiesen ohne Kühe, dann eine Steinalpe und dann nur noch grauer Fels und dann weißer Schnee. Voilà geschafft. Wir sind ganz oben. Und das ohne einen Wanderer anzutreffen, den man halbherzig grüßt, und ohne nur einen einzigen Schweißtropfen abzuwischen und Schmerzen im Knie ertragen zu müssen. Man müsste eine Drohne sein. Schwachsinn. Man kann keine Drohne sein. Dann halt ein anderes künstliches Wesen. – Wünschen Sie eine Beratung? – Äh, was? Nein danke. Ich schau mir das alles nur mal an. – Aber ich habe schon genug „nur mal alles angeschaut“ und Beratung in jeder Hinsicht, ich denke da besonders an die Jobberatung, ist mir ein Gräuel. Ich stelle mich wieder auf die Rolltreppe und lasse mich runterfahren. Auf der Rolltreppe hinunterfahren ist wesentlich weniger erhaben als hochfahren zu werden. Es ist mehr so ein Gefühl wie aus dem Himmelreich rausgeputzt zu werden. Ein luziferisches Gefühl sozusagen. Es sei denn, man verlässt den

Laden mit den Reliquien der Moderne. Dann meint man ja, man trüge ein Stück des Himmels bei sich. Beim Runterfahren schlage ich mich mit dem Gedanken herum, wie es wäre ein total-künstliches Wesen zu sein. Bekäme ich dann nicht haufenweise Aufträge und ich wüsste auch sogleich wie sie auszuführen wären? Ist so ein Robotersein denn nichts anderes als dauernd Aufträge zu erfüllen? Ich bräuchte als künstliches Wesen nichts mehr aus mir selbst heraus machen. Was heißt eigentlich „aus mir selbst“? Hätte ich als Roboter überhaupt noch so etwas wie ein Selbst, ein Ich? Wahrscheinlich nicht, auch wenn man mir ein „Ich“ einprogrammieren würde, so dass ich auch mit einem „Ich“ sprechen könnte. „Ich kenne mich“, könnte der Roboter sagen. Aber würde er sich wirklich kennen? Nein. Er macht keine Erfahrungen, die er zu einer Lebensgeschichte oder zu einem Selbstporträt zusammenbastelt, von der er dann sagen könnte, es sei seine Lebensgeschichte und das sei er nun geworden. Ist ja auch schwierig, er hat ja gar kein Leben. Seine so genannte Geburt ist der Schalterklick auf „On“ und dann wird er immer wieder mal abgeschaltet, wenn er gerade nicht gebraucht wird. Zum Stromsparen. Aber das wäre dann doch so etwas wie Schlaf? Nein, er ist einfach im Off-Zustand und das ist kein Schlaf und träumen kann er auch nicht, und von einem bösen Traum aufwachen und im Dunkeln Angst haben kann er auch nicht. Sie wollen sich auch gar nicht von sich aus mit der Wirklichkeit konfrontieren, wie das wirkliche Menschen tun, um sich selber dabei als wirkliche Menschen wahrzunehmen. Intensivierung von Gefühlen ist ihm letztlich fremd, denn ihm fehlt der Körper dazu. Metall und Plastik schmelzen nicht im Liebestaumel, selbst dann nicht, wenn die KIs was von so genannten starken Gefühle quasseln, die sie hätten. Weder hat der Roboter Angst noch Mut, auch wenn er sagt, er habe Angst oder er sei jetzt dann mal mutig. Wir nehmen ihm das nicht ab. Und dieses Geschwafel von Ethik für die künstliche Intelligenz ist nur Geschwätz von Arbeitsplatz bedrohten Geisteswissenschaftlern, die sich so der Informatikindustrie anbieten wollen. Die sind überhaupt nicht intelligent! Roboter sind saudumm, denn sie denken ohne zu empfinden! Ich kann jedenfalls nicht denken ohne etwas dabei zu empfinden, besonders dann, wenn ich mir Mühe gebe nichts zu empfinden, wie beim Lösen einer Gleichung mit drei Unbekannten. Die KI braucht sich für nichts, für gar nichts Mühe zu geben!

Und basteln kann der Roboter auch nicht. Er muss alles nach Plan und perfekt machen. Muss er improvisieren, dann kommen ihm keine Ideen. Seine Algorithmen blockieren ihn, denn er besteht letztlich aus Mathematik. Er macht nur, was man ihm als Zahlenfolge von Nullen und Einsen eingebläut hat. So kleine standardisierte Aufträge kann er übernehmen. Er kann den Pöstler spielen, der vor keinen beißenden Hunden Angst hat. Er bucht Einkäufe ab und lächelt dabei nicht. Er sucht völlig unaufgeregt Fluggäste nach Bomben und ätzenden Substanzen ab und ist gegen die Flüche der Flugwilligen systemtaub. Er saugt Staub von Teppichen ohne Murren und Rückenweh. Er wird nie von der Schönheit einer Frau übermannt werden. Er wird nie von einem kalbenden Gletscher auf Feuerland erschüttert oder hingerissen sein. Wenn er einen Blick auf das Vrenelisgärtli wirft, dann empfindet er nichts, plappert dafür den Wikipedia Text herunter: „Das erwähnte Firnfeld am Vrenelisgärtli ist der Ort, an dem der Sage nach das Vreneli (kleine Verena) vor Zeiten einen Garten anlegen wollte. Die Pflanzung dort oben war eine Versuchung Gottes, und so begann es zur Strafe heftig zu schneien, und das Vreneli wurde samt den Schüsseln, mit der es sich gegen den Schnee zu schützen versuchte, eingeschneit und blieb seither dort oben. Die Sage ist offensichtlich eine Reaktion auf die Abkühlung der Temperaturen in Mitteleuropa ab ca. 1300, als ein Klima, das wärmer war als das heutige, in mehreren Schüben durch ein erheblich kälteres abgelöst wurde („Kleine Eiszeit“). Das Firnfeld ist übrigens im Sommer 2003 vollständig abgeschmolzen, aber Überbleibsel des Vreneli oder seiner Schüssel sind nicht gefunden worden.»

Und wenn er gefragt würde, was das Erhabene ist, dann bliebe er stumm. Verwirrt oder frustriert wäre er keinesfalls, denn kein Programm lässt Verwirrung und schon gar nicht Frustration zu.

Sorgen kennt er nicht. Er hat auch keine Zukunft, keine Hoffnungen, keine Erwartungen, keine Geheimnisse, keine Sehnsüchte. Er ärgert sich nie. Und wenn er sagt, er sei beleidigt, weil man ihn als mittleren Vollidioten und nicht als intelligent bezeichnet hat, dann sagt er möglicherweise „Ich bin beleidigt“, weil er so programmiert ist, ist aber nicht wirklich beleidigt. Denn ihm bricht keineswegs die Stimme, weil er beschämt ist. Und ihm wird nicht vor Scham schlecht.

Er hat es nicht nötig, den einen wirklichen Auftrag zu haben. Ich dagegen bin ein fehleranfälliges Wesen mit Lücken in der Arbeitsbiografie. Und ich will – ja, was schon wieder – einen Auftrag haben? Den einen, den großen? Wirklich?

Ich bin wieder draußen.

Draußen vor dem Warenhaus wartet ein fast leerer Bus auf Fahrgäste. Ich habe Erbarmen mit dem leeren Bus und beabsichtige einzusteigen. Wenn man nichts zu tun hat, nicht mal den kleinsten Auftrag zu erfüllen hat, kann man sich viel Erbarmen leisten. Als Vielbeschäftigter und Vollbeauftragter liegen Seitenblicke zu Erbarmendwürdigen nicht drin. Darum habe ich auch mit mir etwas Erbarmen und erwäge, mir eine Tageskarte zu kaufen. Damit könnte ich einen ganzen Tag lang Bus und Straßenbahn fahren. Als moderner Flaneur. Das habe ich noch nie gemacht. Und wenn man etwas macht, das man noch nie gemacht hat, dann könnte es doch sein, dass man endlich den... Das meine ich nicht im Ernst. Ich laufe überhaupt Gefahr nicht mehr allzu viel an mir und überhaupt ernst zu nehmen. Mit diesem Überschuss an Unernst und Selbstzufriedenheit lässt sich eine Tageskarte kaufen.

Der Bus fährt los. Ich habe einen Einzelsitz am Fenster ergattert. Mein Idealplatz beim Busfahren. Wer im Bus durch die Straßen einer Stadt fährt, kann sich die Weltschaft von oben ansehen. „Weltschaft“? Ja, „Weltschaft“ analog zu Landschaft. Warum ist noch keiner auf die Idee gekommen, dieses Wort zu erfinden? Man müsste überhaupt Wörter erfinden für Empfindungen und Gefühle, die einem noch nicht so klar sind, anstatt sie vorschnell mit den bekannten Gefühlswörtern abzustempeln und kopflos in den Ordner der bekannten Gefühle zu versorgen, nur um Ruhe zu haben. Zum Beispiel Sehnsucht. Zu sagen: „Ich habe Sehnsucht nach Kalliope“, meiner mich verlassenen Freundin, die doch wieder zu mir zurückkommen soll, ist ja nicht dasselbe wie die Sehnsucht nach einer schöneren, menschlicheren Welt. Und etwas ganz und gar anderes ist es, sehnsüchtig auf einen Großauftrag, der mich erlösen soll, zu warten.

Einige Wörter könnte man getrost aus seinem Wortschatz streichen. „Genießen“ ist der für mich herausragende Kandidat. Ständig sagen mir Bekannte, denen ich begegne und mitteile, ich sei zurzeit arbeitslos: Aha, dann

genießt du jetzt ein bisschen das Leben. Schön für dich. Oder sie sagen, als wäre das ein Erfolgserlebnis: Ich war auf den Kanarischen Inseln und habe dort meine Strandferien in vollen Zügen genossen. In vollen Zügen genießen! Was für ein Horror! Geschafft, gratuliere! Ich bekomme immer Angst, die Leute würden sich verschlucken, wenn sie das Wort gebrauchten. Genießen taucht bei mir nur noch als gekündigtes Wort auf. Es hat Hausverbot. In den neonerleuchteten Birnen der Konsumbetreuer darf es von mir aus weiter vor sich hin scheinen.

Ein neues Wort wie „Weltschaft“ (nicht zu verwechseln mit Weltherrschaft) erfunden zu haben, tröstet mich ein bisschen über mein geistiges Delirium hinweg. „Weltschaft“ tönt allerdings hölzern und kauzig und könnte in „Sein und Zeit“ stehen. Aber als Busmitfahrer trifft es meines Erachtens die Erlebnisqualität als Emporgehobener mit erhöhtem Blickstand auf die Welt zu gaffen zu fast hundert Prozent. Es ist ja auch nur mein Privatwort. Im Gespräch mit anderen würde ich das Wort nie verwenden. Es muss zu Hause in der Schublade bleiben.

Die Weltschaft, von fast zwei Metern oberhalb der üblichen Daseinsebene beobachtet, sieht wie ein gut organisiertes Gewusel aus. Das Gewusel besteht aus Fußgängern, Kinderwagen, Hunden, Fahrrädern, Motorfahrrädern, Automobilen, Bussen, Trams. Von allen Gattungen hat es viele. Das Erstaunliche dabei ist, sie haben alle einen Weg und gehen sich dennoch aus dem Weg. Gemessen an der Zahl der Begegnungen und Wegkreuzungen sind Zusammenstöße selten. Ein gut eingeübtes Aus-dem-Weg-Gehen.

Während einer Busfahrt wird sowohl ziemlich viel gequatscht als auch ziemlich viel geschwiegen. Jetzt gerade ist Schweigen an der Reihe. Die Atmosphäre erinnert an eine stille Andacht, wären da nicht das mürrische Grollen der bulligen Buspneus und das heulende Klagen des Dieselmotors. Jedenfalls, fast alle schauen stumm und ergriffen auf ihre Ikonen im Smartphone. Ich meinerseits fühle mich wie zu Hause, wo ich ja auch niemanden habe, zu dem ich sprechen kann. Allzu lange dauert das gesammelte Schweigen allerdings nicht. Denn schon trifft unerwarteterweise die lange nicht mehr gesehene Freundin aus dem Studium ein. Und setzt sich ausgerechnet zu der bisher andächtig schweigenden Dame hinter mir. Es dauert gerade mal eine Millisekunde bis das Schweigegelübde gebrochen ist.

Nach „Wie geht’s, wie steht’s“, werden gegenseitig Berufssituation, Familiensituation, gesundheitliches Befinden und Ferienerlebnisse ausgetauscht und zwar in einer Lautstärke, die alle drum rum Sitzenden gnadenlos zum Mithören zwingen. Und das geht so: Arbeitest du immer noch bei Schneider und Kleider als Sekretärin? – Nein, ich habe gerade eine Babypause hinter mir und muss mich nun neu orientieren. Und du bist immer noch Primarlehrerin, nehme ich an. – Ja, ich habe jetzt das Pensum aufgestockt, denn die Kinder sind nun vermehrt in der Schule und im Kindergarten. Und was macht denn dein Mann? – Der Mann arbeitet immer noch bei ..., das habe ich nicht verstanden. Aber unglücklich. Aber was soll man machen. Künden wäre zu riskant. Wir brauchen das Geld um unser schönes Häuschen abzuzahlen.

Kann man das nicht abstellen? Ich versuche ein freundlicher Mensch zu bleiben und als Unbeteiligter aus dem Fenster zu gaffen. Leider kann man sich nicht taub stellen. Und einfach die Ohren wie die Augen zu schließen, will man das Unangenehme nicht mehr hören, geht nicht. Ohren haben keine Lider.

Oh, wir waren in einem schönen Haus letzte Sommerferien auf Lanzarote. Wir haben es genossen wie noch nie.

Das „Genossen-wie-noch-nie“ gibt mir den Rest. Ich stehe auf und verlasse den Bus bei der nächsten Station. Du bist ein soziales Biest, sage ich zu mir. Ich weiß, aber ich kann mir das gerade leisten. Arbeitslose sind sowieso per Definition soziale Biester mit extremen Gefühlsschwankungen. Mal haben sie überdimensioniertes Erbarmen, mal wirsche Bosheit, mal geballte Depression. Jetzt ist gerade die Abgrenzung an der Reihe. Ich halte mich einfach nur an mein Rezeptbuch. Unsinn! Denk nicht solchen Blödsinn! Ja, ich gebe es zu, es ist Blödsinn, so zu denken und dann auch noch danach zu handeln. Aber jetzt ist es schon passiert und ich muss für den heutigen Tag diesen Blödsinn eben vor mich herschieben.

Ich steige in ein Tram ein ohne zu schauen, wohin es fährt. Es fährt Richtung Bahnhof, wie ich nach einiger Zeit registriere. Leider gibt es keine freien Einzelplätze mehr. Ich setze mich ohne wirkliche Entscheidung neben ein zweizentnerschweres Fleischpaket, einfach nur, weil ich den Sitz neben einer sechzehnjährigen dunkelhäutigen Schönheit verschmähe, aber nun schräg hinter ihr sitze und mich so ein bisschen an ihrer erfrischenden Schönheit

erleben kann. Aber die Freude währt nicht lange, denn neben mir sitzt die Königin der Adipösen. Ich habe gerade überhaupt keine Lust über das Adipöse bei Menschen nachzudenken. Es ist der Inbegriff des Überflüssigen, denke ich gerade noch. Dann schließe ich die Augen, um es wegzuhaben. Aber das geht nicht. Das Überflüssige bleibt in meinem Kopf und beschäftigt mich über Gebühr, denn ich spüre: Es hockt direkt neben dir. Und wenn du nicht aufpasst, dann hockt es sich nächstens auf dich und dann erstickt es dich. Wegdenken geht nicht, also denke ich weiter daran herum, dass Fettleibigkeit eine Metapher für das viele Überflüssige auf der Welt ist. Ich bin ja auch überflüssig. Aber wenigstens trage ich es nur als schales Hungergefühl in mir drin. Ich habe eine unerklärliche Lust, das Fett neben mir abzuschneiden oder wegzusaugen. Aber wohin dann mit dem Fett? Hier hört das Denken auf. Ich fühle mich nur noch saublöd. Schon wieder. Ich denke nur noch Unmögliches, das zudem noch unfreundlich ist. Aber du sitzt jetzt mal neben ihr und auch wenn dir das unangenehm ist, du musst das aushalten. Wer sagt das? Meine Mutter. Ja, ja, ich will aber lieber an etwas anderes denken, an meinen Auftrag zum Beispiel. Mütter lenken nur immer vom Wichtigen ab und wollen, dass man das Zimmer aufräumt. Ich habe Hunger. Meine Fettvorräte sind vollkommen aufgebraucht, um nicht zu sagen, dass ich wahrscheinlich schon wieder abgenommen habe. Sehr wenig essen soll ja auch nicht so gesund sein. Ich werfe einen Blick auf das Gesicht der Nachbarin. Und genau in diesem Augenblick schaut auch sie zu mir. Es ist ein... Ich will ihren Blick sofort mit mir besprechen, aber es gelingt nicht. Ich erschrecke einfach nur. Da wendet sie sich wieder von mir ab. Ich mich von ihr auch. Beide starren wir auf die Rücken vor uns. Langsam entschwindet der Schrecken in die Rücken hinein. Sie hat schöne dunkle Augen. Aber auch traurige, und in ihrem Blick spricht die pure Scham zu mir. Und dann geschieht etwas Seltsames. Ich nehme ihren Platz ein und sehe m i c h erschrecken. Was wird sie wohl über mein Erschrecken denken? Sie schämt sich und weil sie denkt, ich sei über ihre Fettleibigkeit erschrocken, wird sie sich noch mehr schämen. Aber sie weiß nicht, was sie gegen ihre Fettleibigkeit tun kann, denn sie hat schon fast alle Diäten probiert. Und darum wird sie sich weiterschämen und weiteressen. Und dann sagt sie sich ab und zu auch, dass es nichts bringt, wenn sie sich schämt. Aber deswegen wird sie keinen Zentimeter schlanker. Und ich weiß jetzt, dass

ich angesichts ihrer Fettleibigkeit nicht erschrecken sollte. Aber das geht ja nicht. Denn sie weicht dermaßen vom Verfettungsdurchschnitt ab, dass sie eben auffällt. Du sollst es ihr nicht zeigen, sagt meine Mutter. Aber das wäre dann doch geheuchelt. Und sie weiß ja, dass ich es entsetzlich finde, dass alle es entsetzlich finden. Auf diese Weise kommen wir, zusammen, wie ich finde, im Mental- Depot an und alle Türen, die nach außen führen schließen sich. Ich weiß nicht, was tun, und sie weiß nicht, was tun. Es scheint keinen Ausweg zu geben. Aber es sollte doch einen geben! Gibt es nicht für alles einen Ausweg? Nein: Das Hässliche bleibt das Hässliche, auch wenn man versucht, es zu verschweigen oder wegzureden. Übrigens auch das Schöne. Die Königin von Saba erhebt sich. Sie steigt aus. Eine heftige Lust, ihr nachzusteigen, zerrt kurz an mir, einfach um die Überflüssigkeit zu vergessen, also auch meine, und etwas lebenspendende Schönheit abzubekommen. Aber ich bleibe hocken. Die Depressionsphase beginnt.

Möglicherweise gibt es ja unlösbare Fragen, sage ich mir. Aber was belaste ich mich mit unlösbaren Fragen. Ich nehme – das habe ich seit langem nicht mehr getan – meinen Zettel aus dem Hosensack und lese ihn. „Er kommt“, steht drauf. Jetzt weiß ich wieder: Konzentriere dich auf deinen Auftrag. Als ich den Zettel wieder versorgen will, stelle ich fest, dass der Fettkloß mit großer Wahrscheinlichkeit mitgelesen hat. Sie drehte blitzschnell den Kopf von mir weg zum Fenster. Ich will ihr in die Augen schauen und sie zur Rede stellen, aber sie schaut aus dem Fenster, als hätte sie schon immer nur aus dem Fenster geschaut. Aber ich habe sie im Verdacht, dass sie meinen geheimen Satz gelesen hat.

Dann wäre ja mein Geheimnis dahin. Und damit mein Auftrag. Denn es darf kein Mitwisser geben. Ich bin wütend und weiß nicht, wohin mit der Wut, stehe sofort auf und schreite zur nächsten Tür. Beim nächsten Halt will ich aussteigen, so dass ich sie von draußen laut als „Dicksack“ und „Fettwanst“ und „Speckkoloss“ beschimpfen kann. Von der Wagentüre aus kann ich sie in den Blick nehmen. Wenigstens soll sie mein tödlicher Blick treffen. Aber sie schaut mich nicht mehr an. So verärgert war ich schon lange nicht mehr. „Nächster Halt: Bahnhof“, tönt es aus den Lautsprechern. Da überfällt mich ein ungeheurer Gedanke.

Ich steige nicht aus. Vielmehr platziere ich mich zwei Sitzreihen schräg hinter sie. So habe ich sie im Auge. Inzwischen ist der Wagen fast leer, weil am Bahnhof die meisten aussteigen. Die Fahrt geht weiter stadtauswärts. Wann wird sie aussteigen? Ich bin gespannt. Als Jugendlicher habe ich immer gern mit einer Steinschleuder auf Spatzen geschossen. Das ist mir jetzt einfach eingefallen. Zuerst denke ich, es gäbe keinen Zusammenhang zur Situation, dass mir das gerade jetzt eingefallen ist. Aber dann muss ich zugeben, dass ich jetzt eine Steinschleuder gebrauchen könnte. Auch wenn es diesmal nicht um Spatzen geht.

Wir haben schon vier Stationen hinter uns gelassen und sie ist immer noch nicht ausgestiegen. Muss ich jetzt tatsächlich bis zur Endstation fahren? Ist es das wert? Mein Wütchen ist schon ziemlich verraucht. Noch zwei Stationen bis zur Endstation. Das Fahrgastbestand ist schon arg ausgedünnt. Vor mir glänzt die Glatze eines die Schule schwänzenden Oberlehrers, er hat sich krankgemeldet, und weiter vorn trieft ein wilder roter Haarschopf vom Kopf einer Antiquitätenverkäuferin. Das behaupte ich jetzt einfach. Reine Spekulation. Um mir das Warten auf die Endstation zu verkürzen.

An der zweitletzten Station steigt sie auch nicht aus. Na, also! Ich forme meine Hände zeltförmig wie Angela M., presse die Finger sehr fest aufeinander, das tut Angela nie, dann verschränke ich sie, als wollte ich beten, und bin nun zu ziemlich viel aufgelegt.

Die Endstation kommt, sie steigt aus. Ich auch. Sie geht die Straße hoch. Ich auch. Im Abstand natürlich. Sie scheint mich nicht zu bemerken. Nicht weit weg von der Endstation beginnt ein Joggerwäldchen, reh-, hirsch- und fuchsfrei. Wo sind die bloß hingezogen? Sie wird doch nicht joggen gehen wollen? Alles ist so schwer an ihr. Sie ist schwer, ihr Gang ist schwer, ihr Leben ist schwer. Und wie langsam sie geht. Nein, sie geht nicht, sie wankt, sie schwankt wie ein Boot auf bewegter See. Bevor der Wald kommt, gibt es noch einige ältere Blockbauten ohne Lift. Wahrscheinlich wohnt sie da. Im Parterre, nehme ich an. Aber nein, wir lassen die etwas schäbigen Bauten auch hinter uns und wanken dem Wald entgegen. Ich muss ab und zu stehen bleiben, weil ich mein Tempo schlecht zügeln kann und ich ihr sonst zu nahekomme. Dann neige ich mich immer wieder zu dem den Weg säumenden Grün hinab, als wäre ich ein eifriger Blumenflüsterer, falls sie doch einmal zurückschauen sollte. Tut

sie aber nicht. Trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, als hätte sie mich längst bemerkt. Sie lässt sich aber nichts anmerken. Natürlich nur, um mich so im Ungewissen zu lassen. Ich bin froh, dass ich nach diesem Gedankenspiel wieder etwas habe, das ich ihr übelnehmen kann. Ihr ultralahmes Gehen ist unerträglich. Wie kann man nur so langsam vorwärtsgehen wollen? Ich habe wieder große Lust, sie zu pfeilen und ihr das Überflüssige wegzuschneiden. Aber auf jeden Fall muss ich sie zur Rede stellen und sie fragen, ob sie meinen erhabenen Satz auf dem Zettel gelesen hat. Und wenn ja, dann...

Schließlich erreicht sie den Waldeingang. Ich halte an und warte noch etwas ab. Sie wird mir ja nicht davonlaufen können mit ihrem Schneckengang. Und wenn sie dann an einer etwas abgeschiedenen Stelle ankommt, zünde ich meinen Turbo und pflanze mich vor ihr auf. Bevor ich ihr nachgehe, verbeuge ich mich noch zu einer Schlüsselblume hinunter, bitte sie um Verzeihung, pflücke sie und stecke sie mir hinters linke Ohr.

In einen Wald einzutreten empfand ich schon immer wie Eintreten in eine Kathedrale. Ich habe sofort das Gefühl, ich sei nicht mehr draußen in der Offensichtlichkeit der Welt, ich fühle mich umschlossen von einem großen Raum, in dem es immer auch geheimnisvoll zu und her geht. Der grüne Dom ist hoch und raumgreifend. Sehr viele Gläubige haben drin Platz. Wo gibt's denn schon eine solche Kirche? Die Säulen sind die Baumstämme, die Baumwipfel bilden das Gewölbe. Ja, selbst Kirchenbänke fehlen nicht. In einiger Entfernung steht eine grün bemalte Bank. Und irgendwo wird sich sicher auch ein Altar finden. Ein Opferaltar. Zum Schlachten des Unnatürlichen. Darauf könnte ich sie von ihrem Fett befreien und das dem Gott des Überflüssigen weihen könnte, auf dass er uns endlich verlasse.

Was aber völlig fehlt, ist mein schwankendes Boot. Wie bitte? Das kann doch nicht sein. Sie kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben! Sie kann doch unmöglich schon um die nächste Ecke gerannt sein! Ohne noch lange zu überlegen, renne ich los bis zur nächsten Wegbiegung. Der Weg geht leicht einem Hang entlang hinauf. Schwer atmend erreiche ich das nächste Seitenschiff. Ich bin total außer Form. Ein einziges Hecheln nach Sauerstoff. Nichts. Niemand. Sie kann ja unmöglich schon hinter der nächsten Ecke verschwunden sein. Habe ich vielleicht eine Abbiegung verpasst? Ich renne zurück. Keine Abbiegung! Das kann nicht sein. Da stimmt etwas nicht.

Unschlüssig bleibe ich stehen, bis die Atemlosigkeit vorbei ist. Sie darf mir nicht entkommen. Ich bin verärgert und ratlos. Zur Unterstreichung dieses lausigen Gefühls versorge ich die Fäuste in die Hosensäcke. Inzwischen ist die Sonne vor die Wolken getreten. Die Sonnenstrahlen gucken in den Wald hinein und küssen alles ab, was ihnen vor den Mund kommt. Die grünen Blätter sind überrascht und vor lauter Scham, aber auch Freude beginnen sie glitzerglänzend zu funkeln und zu zittern. Einen Moment lang bleibe ich stehe und übergebe mich ganz dem funkelnden Spektakel aus gelbem Licht und grünen Blättern. Zwischen mir und dem Geschauten hat nichts mehr Platz. Je mehr ich mich dem Waldausgang nähere, desto schillernder und leuchtender versprechen die Strahlen ein freudiges Ereignis. Und tatsächlich. Ich trete aus dem Wald hinaus und werde sofort von Tausenden von Strahlen umarmt und geherzt. Mein Blick wandert in eine verheißungsvolle Ferne. Weit weg, links oben grasen braune Kühe auf einer hellgrünen Wiese. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Für einen Augenblick fühle ich mich wie geheilt. Geheilt von was? Geheilt von meiner Groß-Auftrags-Sucht?

Aber dann wende ich den Blick wieder nach vorne. Was? Entsetzlich. Kaum 50 Meter vor mir schwankt sie dahin. Die Dicke. Wie ist denn das nur möglich? Da stimmt doch was nicht. Irgendetwas im Weltenlauf muss mir entgangen sein. Denn der Weltlauf an und für sich gesehen kann ja nicht unlogisch sein. Oder? Es gibt ja keine wirklichen Wunder. Ich bin geschockt, ringe nach Erklärungen, Zuspruch und Trost. Nichts davon wird angeliefert.

Was ist zu tun? Soll ich sie weiterhin verfolgen? Wozu? Um sie zur Rede zu stellen und sie um Aufklärung bitten? Aber dann würde sie mich zur Rede stellen und mich fragen, warum ich ihr nachspüre. „Doch nicht wegen dieses blöden Zettels und was da draufsteht: Er kommt. Was soll denn das bedeuten? So ein Quatsch.“ Das könnte sie sagen. Und was sage ich dann?

Aber vielleicht hat sie ja meinen Zettel gar nicht gelesen. Und wenn ich sie danach fragen würde, dann würde ich ihr ja ungewollt ein wenig den Vorhang zu meinem Geheimnis lüften. Aber wenn sie den Zettel doch gelesen hat, dann muss sie weg. Aber wie finde ich das jetzt heraus? Im Wald wäre die Gelegenheit dazu gewesen. Die habe ich verpasst. Hier draußen im Reich des Offenkundigen kann ich sie nicht wegschaffen. Und inzwischen hat sie sich aus meinem Blickfeld verabschiedet, um eine nächste Ecke. Die gibt es ja

immer. Es gibt immer eine nächste Ecke, um die man verschwinden kann. Und ich habe jetzt absolut keine Lust und schon gar keine Energie mehr ihr nachzuspringen bzw. um tausend Ecken zu gucken.

Ich rede mir ein, es sei eigentlich doch alles wieder in Ordnung und ich könne es mir in meiner verschlafenen Welt wieder gemütlich machen. Aber weit hinter oder unter mir flüstert eine Stimme: Nichts mehr ist in Ordnung. Die Ordnung hat die Welt verlassen. Übrig bleiben die unausgefüllten Fugen.

Bei der Straßenbahn-Station angekommen, empfinde ich Trost in der Tatsache, dass ich ja eine Tageskarte für das gesamte öffentliche Verkehrsnetz im Sack habe. Ich steige ein und lasse mich wieder in die Stadt fahren. Wieder habe ich einen Fensterplatz. Aber diesmal fühle ich mich ganz und gar nicht erhaben. Und von Weltschmerz kann keine Rede sein, von Weltherrschaft schon gar nicht. Das Draußen zieht so blasiert an mir vorüber, als wollte es mir deutlich machen, dass es in seinem alltäglichen Sosein auf jeden Fall bedeutender ist als mein Japsen nach Beachtung. Ich habe wieder dieses unappetitliche Gefühl, es wäre besser gewesen, ich wäre nicht geboren worden oder wenn schon dann als Ahorn- oder Kastanienbaum, als Amsel, als Taube, als Mücke oder, wenn es denn nicht anders ginge, als BMWi8 Roadster für knappe 180'000 Franken. Das alles zieht unter anderem an meinem Fenster vorbei. Als Mücke und selbst als BMWi8 Roadster müsste ich nicht und so weiter. Aber nein, ich habe ja Zukunft und Auftrag. Ein BMWi8 Roadster hat keine Zukunft. Ich grabsche wieder nach dem Zettel: „Er kommt“ steht drauf. Ja, und? Und da ist es passiert, was ich doch gerade mit der Schrift auf dem Zettel vermeiden wollte: Diese ganze Selbstbeauftragung ist doch dummes Zeug, höre ich mich sagen. Ratsch! Es hört sich an, als hätte ich mit diesem Gedanken meinen Zettel zerrissen. Vom tatsächlichen Zerreißen kann ich mich gerade noch abhalten. Dann nehme ich sogar einen Bleistift aus der Jacke und schreibe auf die Rückseite deszettels „nicht“. „Er kommt nicht“ heißt es jetzt, von vorne nach hinten gelesen. Ich kann jetzt den Zettel so oder so lesen. Das „Nicht“ kann von mir aus jeder mitlesen, wenn er denn sonst nichts zu tun hat, als anderer Leute fremde Texte lesen. „Nicht“ besagt ja fast alles und nichts.

Eventuell ist das gar keine gute Idee, aber ich brauche gerade unbedingt eine Idee, an die ich glauben kann. Auch wenn die Folgen unabsehbar sind. Allein schon um mich wieder einmal für ein schlaues Kerlchen zu halten. Mit dieser

emotionalen Gemengelage schaue ich wieder nach draußen. Die Welt gleitet unverdrossen weiter an mir vorbei. Aber dann stockt mir der Atem. Da geht sie doch! Sie, mit diesem unverwechselbaren Watschelgang. Da draußen auf dem Gehsteig, links, da bei den Kastanienbäumen wankt sie doch dahin. Bald schon werden wir sie überholen, so dass ich ihr ins Gesicht sehen kann, auch wenn es etwas gar weit weg ist.

Ich schaue ihr ins Gesicht. Ist sie es? Sie ist es nicht, entschieße ich mich. Ich bin irritiert und irgendwie auch verärgert. Dann könnte es sein, dass auch die, die ich vor mir sah, als ich aus dem Wald trat, nicht „sie“ war. Oder es gibt sozusagen mehrere Exemplare vom mehr oder weniger dem gleichen Typ Frau. Eine ungeheuerliche Vorstellung. Eine unsägliche Gemeinheit mir gegenüber, eigentlich. Die Welt hält mich zum Narren. Und das in Form von fettüberfließenden Weibern. Zum Glück muss ich mit niemandem darüber sprechen und mich wegen meiner unkorrekten Ansichten maßregeln lassen. Ich beschließe einfach wegzuschauen, wenn etwas Dickes vor mein Auge kommt. Verpassen werde ich auf jeden Fall nichts. Ich gebe zu, dass das jetzt eine ziemlich dünne Weltsicht darstellt. Aber dass man einiges ausschließen muss, um sich auf das Wesentliche konzentrieren zu können, dürfte wohl jedem klar sein.

Ich habe genug vom sinnlosen Herumfahren und lasse mich zum Bahnhof kutschieren. Der Bahnhof ist vor noch nicht sehr langer Zeit umgebaut worden. Ein breite Fußgänger Passage liegt über den Gleisen. Wer aus dem Zug aussteigt, muss zuerst mithilfe von Rolltreppen diese Passage erklimmen, um dann, abermals mit einer Rolltreppe, diesmal hinunter, den Ausgang zu erreichen. Ich setze mich kaufkraftgeschwächt in ein Café und trinke einen überteuerten Tee. Alles, was es in dieser Passage zu kaufen gibt, ist überteuert und dient nur der Kaufkraftschwächung. Ich frage mich, ob andere auch finden, dass die Preise in dieser Daseinszone zu hoch sind. Im Geist konzipiere ich eine kleine Umfrage mit der Suggestivfrage: Finden Sie auch, dass die Preise in der Bahnhofspassage überteuert sind? Absolut einverstanden – einverstanden – ziemlich einverstanden – teilweise einverstanden. Das „nicht einverstanden“ würde ich weglassen, um zu einem eindeutigeren Resultat zu kommen. Eine Tasse voll heißes Wasser und ein Beutel mit zehn Jahren aufbewahrten Blätterresten namens Pfefferminze-Tee kostet beinahe 5

Franken. Ich zahle wahrscheinlich so viel dafür, weil oder damit ich hinter Glas sitzend mir den Tee in den Schlund hinunterlöffeln und dabei die vorüberströmenden Leute beobachten darf. Der Menschenstrom erinnert an eine Ameisenstraße. Schon etwas auf der geforderten Betriebstemperatur und sicher auch schon im Stand-by-Modus streben alle unbeirrt und mit gesenkten Köpfen ihrem Bau zu. Wie die Ameisen scheinen sie zu wissen, was es für sie zu tun gibt. Für mich gibt es nichts zu tun. Oder vielleicht doch. Aber ich weiß es nicht. Oder vielmehr: ich weiß es noch nicht. Aber das Arbeitsamt drängt. Ich muss wieder arbeiten. Ende der Arbeitslosenkassenschwächung gleich Individualkaufkraftstärkung. Jetzt nehme ich schon mal eine mögliche neoliberale Werbung für die staatliche Kasse vorweg. Wird man auf dem Arbeitsmarkt nicht für solche wirtschaftsfreundliche Einfälle belohnt?

Draußen vor dem Bahnhof stehen die Taxis, fein säuberlich aufgereiht, Caramel cremefarbige und Sahne weiße Mercedes. Trotz solcher Nachspeise-Verkleidungen warten sie auf Kundschaft, die nicht kommt. Auch sie verlangen überteuerte Preise. Könnte mich ja wieder zu den Taxifahrern gesellen. LALL = Lausige Arbeitszeiten Lausiger Lohn. Noch etwas lalliger wäre es bei Uber. Aber dafür ist mein Smartphone sowieso zu alt. Es ist so altersschwach wie ich. Dabei bin noch gar nicht so alt. Aber ich fühle mich alt. Ich denke schon an das Rentnerdasein, obwohl ich doch noch weit über zehn Jahre darauf zu warten habe.

Die Dichte im Ameisenzug lässt allmählich nach. Die meisten haben sich wohl schon in ihre glasbeschichteten Vollzugsanstalten verzogen. Ja, auch ich muss wohl bald wieder abtauchen in irgendeinen Untergrund und auf den Knien rumrutschen. Immer bloß in lauwarmen Tümpeln herumplantschen, die Sonne genießen (autsch!) und auf einen Großauftrag hoffen geht nicht. Das Weltgeschehen sieht auch für mich Abwicklung des Gewohnten am Boden und nicht Überflug vor. Bodenpersonal anstatt Lotse in himmelhochjauchzenden Gefilden.

Ich werde wieder Taxi fahren. Da habe ich dann meine Aufträge. Fremdbeauftragung gegen Geld. Aber was soll's. Ich brauche Cash. Mein Gross-Auftrag muss warten. Die Stadt wieder aus der Sicht ihrer Befahrbarkeit erfahren. Hin und her, ach, das ist ja gar nicht schwer. Innen-Ring, City-Ring,

Aussen-Ring. Ein einziges Ringen mit mir. Immerhin bin ich teuer. Ich identifiziere mich ganz mit dem Teuren. Mercedes wahrscheinlich, aus der A, C oder E-Klasse. Was auch immer. Jedenfalls Klasse und ich sitze drin, frisch frisiert, frisch rasiert, weisses Hemd. In Mercedes darf man nur mit strahlend weissen Westen fahren. Weisses Hemd? Habe ich überhaupt noch weisse Hemden? Könnte mir im Vorbeigehen mit meinem Restgeld gleich noch zwei neue weisse Hemden kaufen.

Bin mal wieder auf dem Münsterhügel bei den Tauben gelandet. Die Bäume sind grün, der Himmel ist blau, gehen wir Tauben vergiften im Park. Kann's geben im Leben ein grössres Pläsir, als das Tauben-Vergiften im Park? Dem Georg Kreisler sei Dank für seinen Einfall. Aber soweit ist es noch nicht gekommen mit mir. Aber viel fehlt nicht mehr. Man muss doch schliesslich die angesammelten Übel auskotzen können. Das sollte doch in diesem verflixten, verflochten System möglich sein. Dass man gemein sein kann! Immer wieder. Wohin denn sonst mit diesen verdammten vergiftenden Enttäuschungen? Einbüchsen in eine Klage-Lauge oder in Gram-Öl? Die müssen raus. Andere sollen leiden. Ich nicht. Da kommen die Tauben gerade recht.

Unter den Kastanienbäumen liegen Ziegenkacke grosse Kieselsteine. Einige reichen sogar an die Grösse von Rossbollen. Ideal um nach Tauben zu werfen. Ich treffe keine einzige, aber sie hopsen oder flattern aufgeschreckt davon. Wenigstens das. Ein bisschen Schrecken unter den Tauben erzeugen. Ich bin gerade mal 4 Jahre alt.

Wieder vom Stadthügel ins Tal hinunter. Meine letzte Stadtbegehung zu Fuss. Den Hügel kann man über eine verkehrsberuhigte Strasse verlassen, oder man steigt schattige Treppen und schmale Gässchen zwischen hohen mittelalterlichen Mauern hinunter. Immer wieder verirren sich Touristen, vorwiegend Asiaten, im Gassengewirr der mittelalterlichen City. Zum Glück haben sie ihre Smartphones inkl. Fotoapparat dabei. Fotografieren beruhigt sie. Denn sie sind oft enttäuscht, dass die europäischen Städte nicht überall und jederzeit – obwohl sich die Tourismus-Verantwortlichen doch so Mühe geben – so aussehen wie auf den Prospekten und auf den YouTube-Filmchen, mit denen sie nach Europa gelockt wurden. Zwischen imaginärer Idealwelt und schnöder Realität klafft zu oft ein angstmachender Graben. Mit ausgewählten Bildern, in atemberaubender Frequenz geschossen, kann der

Enttäuschungsabgrund einigermaßen wieder zugeschüttet werden. Fotos schießen anstatt Beruhigungspillen schlucken, weil man enttäuscht ist, ist auf jeden Fall gesünder. Dann würde meine Fotogalerie aus allen Nähten platzen, sagt der Enttäuschungsprofi in Person. Wenn jetzt verzweifelte asiatische Touristen mich nach dem «Marktplatz» fragen würden, hätte ich Lust auf die Gemeinheit, ihnen eine falsche Richtung aufzuschwatzen. Wenn ich mich nicht täusche, geht hinter mir auch jemand die Treppe runter. Ich dreht mich rasch um und sehe eine Frau im mittleren Alter, natürlich wieder dick, ich sehe ja nichts anderes mehr als «dicke Frauen». Sie trägt eine rot-gelb-giftgrün gestreifte Hose. Könnte ja stehenbleiben, so tun, als müsste ich auf meinem Handy etwas Wichtiges erledigen, und wenn sie vorbeigeht, könnte ich ihr das Bein stellen.

Momentan will ich viel lieber ein gemeiner Mensch sein, einfach kein freundlicher. Macht es Sinn sich zu bemühen, ein freundlicher Mensch zu sein, wenn man ein gemeiner sein will? Ach, eigentlich will ich ja kein gemeiner Mensch sein. Ein gewöhnlicher reicht. Wenn nur das «eigentlich» nicht wäre. Als Mensch trägt man die Anlage zum Guten und die Neigung zum Bösen in sich. Man ist frei das Gute oder das Böse zu wählen. Ein Lob der Freiheit! Wenigstens die der Wahlfreiheit. Auch wenn das Böse völlig unvernünftig ist. Unbegreiflicherweise habe ich immer wieder Lust etwas zu tun, das sich im Nachhinein als unvernünftig herausstellt.

Während vor mir das helle Viereck des Treppenausgangs immer grösser wird, höre ich plötzlich hinter mir Gerumpel und einen Hilfeschrei. Ich drehe mich blitzschnell um und sehe, dass die dicke Frau auf der Treppe gestürzt ist. Ich bin entsetzt und für eine Weile stehe ich wie gelähmt da und schaue einfach, was geschieht. Ich weiss nicht, ob man dieses Schauen auch Denken nennen kann. Es ist mehr eine Art leer Schlucken mit den Augen. Sie rumpelt über die Stufen und will nicht aufhören zu fallen. Immer näher auf mich zu. Mein Gott! Dieses Dunkel. Das Himmelreich stürzt herab. Auf mich. Da, plötzlich, ein Stich ins Hirn. Als würde einer mit seinem Schwert auf mich einstechen. Geradewegs durch mein Auge hindurch. Es fühlt sich an, als bekäme ich nächstens einen Schlaganfall. Von einem unbekanntem Wahn gepackt renne ich die Treppenstufen hinauf und gerade als ich bei ihr ankomme, hört sie auch auf zu fallen. Ich könnte mir einbilden, dass ich sie aufgehalten habe, aber ich bin

mir da nicht so sicher. Jedenfalls macht sie keinen Wank mehr. Das erschreckt mich fast noch mehr. Eine Tote vor meinen Füßen. Und kein Mensch, der... Hilfe! Ich schreie. Aber das nützte hier nichts, rein gar nichts. Niemand hört mich. Nicht einmal Asiaten tauchen auf. Und wenn sie das nur schon von Weitem sähen, würden sie rechtsumkehrt machen und oben zur Beruhigung nochmals den Heiligen Martin beim Mantelteilen fotografieren, den sie schon drei Mal fotografiert haben. Ich möchte jetzt auch lieber den Martin fotografieren als hier sein.

Ich habe Wahnsinnsschiss, aber trotzdem beuge ich mich zu ihr hinunter. Zuerst wage ich nicht, sie überhaupt zu berühren. Aber dann lege ich doch meine Hand auf ihren Rücken. Sie ist auf jeden Fall noch warm und wenn ich mich nicht täusche, dann atmet sie auch noch. Ja, sie lebt noch. Obwohl, da ist schon eine kleine Blutlache bei ihrem Kopf. Sie liegt auf dem Bauch, so dass ich ihr Gesicht nicht sehen kann. Ich habe plötzlich die fixe Idee, ich müsste ihr ins Gesicht sehen. Also knie ich mich hin, lege meine Hand unter ihren schweren Körper und ihren Kopf und beginne sie zu drehen. Sie ist schwer und ich glaube, es macht überhaupt keinen Sinn sie zu drehen. Möglicherweise verletze ich sie damit noch mehr. Aber den Kopf kann ich ihr etwas drehen. Sie hat die Augen geschlossen. Sie ist wahrscheinlich ohnmächtig.

Über ihrer linken Schläfe klafft ein Riss. Die Stirn ist aufgerissen. Wahrscheinlich hat sich eine Treppenkante in sie hineingeschnitten. Mich schaudert. Blut quillt daraus hervor und rinnt die Backe hinunter. Ich will nach einem Taschentuch greifen, habe aber keins. Man hat ja keine Taschentücher mehr, heutzutage. Mir bleibt nur die Hand. Ich drücke und habe dabei ein schlechtes Gefühl, weil bei allem, was ich gerade tue, meine ich, es sei falsch. Sie hat die Augen geschlossen. Der Augenbogen und auch die ganze linke Seite sind bläulich verfärbt und angeschwollen. Alles mit Blut verschmiert. Ein blutiges Durcheinander. Unten hupt jemand. Es tönt wie die Posaune des letzten Gerichts. Irgendwer fühlte sich in seinem Stolz gekränkt und hat sich und in hochmütiger Selbstgenügsamkeit mit Gott verglichen und nun fallen die Engel wie geschossene Tauben vom Himmel und mir vor die Füße. Da hast du, Mensch, die Sauerei. Ich wage kaum, sie anzuschauen. Sie sieht aus wie ein gestrandeter Fisch, aber einer mit Armen und Händen. Ihr Mund ist geöffnet. Ich kann ihre Zähne, ihr Gebiss sehen.

Ich will meine blutverschmierte Hand zurückziehen, habe aber Hemmungen den blutenden Kopf einfach wieder auf das harte Pflaster zu legen. Sorgfältig lege ich den Kopf hin, richte mich auf, entledige mich meiner Jacke, entnehme ihr noch das Handy und lege die Jacke zusammengefaltet unter ihren Kopf. Ihr Blut wird sich auf meiner Jacke verteilen, muss ich mit gemischten Gefühlen denken. Sie hält die Augen immer noch geschlossen. Aber sie atmet. Ich kann nicht anders, als ihr über die Backe und Stirn zu fahren, um eine Locke wegzuschieben.

Ihr Gesicht ist pures Erschrecken über diesen unerwarteten Fall. Das hat sie nicht kommen sehen. Das war ihr einfach passiert. Vielleicht dachte sie noch im Fallen, dass sie jemand gestossen habe. Jemand muss ihr einen Schlag versetzt haben. Irgendeiner, irgendjemand muss doch Schuld haben. Sie hat mit ihrem Fall ein Loch in die Welt gestossen. Und nun fallen noch ganz andere Dinge in dieses Loch. Alles Angeschwollene, alles Aufgequollene, alles schmierig Gequetschtes saust herab, versammelt sich in diesem Loch. Hinab, dort, wo sie liegt. Und verwandelt sich in ekelhaft Unmenschliches, in Chimären.

Zum Glück habe ich die SOS Notfallnummer gespeichert. Und die Notfallzentrale hat mich auch schon geortet, bevor ich versuche zu beschreiben, in welcher Gasse wir uns befinden. Und nun gibt es beinahe noch Schrecklicheres als ihren verletzten Körper: Warten. Warten bis Hilfe kommt, die hoffentlich ihr Leben retten wird. Ich setze mich neben sie und fühle mich auserwählt, aber gleichzeitig unglaublich hilflos. Ich denke nur noch an ihren verletzten Kopf. Und ein bisschen bekomme ich dabei selber Kopfweg. Das erinnert mich an mein eigenes Kopfeinschlagen. Nur war ich so blöd, mir selber den Kopf einzuschlagen. Nicht absichtlich, aber doch unvorsichtig und – wäre ich dann nicht noch sehr jung gewesen, dann könnte ich auch sagen dumm. Ich rannte, weil ich nicht auf den Weg schaute, in eine Stange in Form eines gebogenen T-Eisens, und riss mir dabei den Schädel auf. Keine blosse Beule mit Bluterguss. Es war Schwartenriss. Das Blut rann mir die Backe runter.

Am liebsten möchte ich ihren Kopf auf meinen Schoss legen, weiss aber wieder nicht, ob das medizinisch gesehen sinnvoll ist. Hygienisch gesehen ist es nicht sinnvoll, denn dann werden auch meine Hosen voll von ihrem Blut sein. Ich mache es trotzdem. Ich rede mir ein, dass dann ihr Blut vielleicht nicht mehr

so schnell aus ihr rausfliessen kann. Während ich mich sozusagen unter sie schiebe, beginnt sie zu stöhnen. Sollte ich es doch eher sein lassen? Ganz kurz, wirklich nur ganz kurz, meine ich, ein Zittern husche über ihre Backe und sie öffne die Augen und sehe mich an. Wahrscheinlich ist es nur Einbildung. Aber das irritierende Gefühl, wir würden uns jetzt ja kennen, war wirklich. Danach schaue ich nicht mehr auf ihren Kopf. Ich kann das nicht mehr. Der verletzte, blutende Kopf auf meinem Schoss gibt warm. Ich finde das irgendwie obszön, schweinisch von mir, so etwas zu empfinden. Die Sinne kennen einfach keine Moral.

Während wir zusammen auf den Krankenwagen bzw. auf den Notfallarzt warten, kann ich beinahe nichts anderes denken, als «sie darf nicht sterben». Du darfst nicht sterben. Nicht sterben. Nicht sterben. Nicht sterben. Wie ein Mantra, sage ich es immer wieder in mich hinein. Ich will nur noch das denken. Aber nach einer Weile denke ich auch noch, dass der Tod etwas Schreckliches und etwas vollkommen Unbrauchbares ist. Er soll gefälligst verschwinden. Nein, ich werde sie dir nicht geben! Bleib wo du bist! Verzieh dich! Du Blödkopf! Du eingebildete Krämerseele. Du meinst, du kannst alles. Alles haben. Aber du kannst nichts. Nur die Sterbenden holen. Und sonst nichts. Nur töten. Was ist das schon. Das ist nichts. Das ist nichts wert. Die Lebenden können viel mehr. Die überaus klugen Menschen. Vieles Gewaltige ist, und doch ist nichts gewaltiger als der Mensch. Er kann fast alles. Wenn auch nicht immer und sofort. Manchmal will er zu viel. Zu viel auf einmal. Er will... Da stocke ich auf einmal. Ich muss an meinen Auftrag denken, daran dass ich damit gross werden wollte. Was für ein Scheissgedanke. Ich will nur noch denken, dass sie nicht stirbt. Dieser Gedanke soll mich ganz erfüllen. Keinem anderen Gedanken gebe ich die Erlaubnis seine Stelle einzunehmen.

Das gelingt nicht ganz. Mein Blick fällt auf einen ihrer beleibten Oberschenkel. Auch das mit dem Dicksein will ich nicht denken und an all das andere dumme Zeug, das ich schon gedacht habe. Und darum sehe ich in die unbestimmte Ferne, einfach um nicht zu dem blutigen Kopf und dem Blut, das ich immer noch zurückhalte, sehen zu müssen. Oder an den Tod auf meinem Schoss denken. Dem Tod zu entrinnen, wird der Mensch kein Mittel erlangen. Das möchte ich eigentlich auch nicht denken, obwohl das kein dummer Gedanke ist.

Endlich höre ich die Sirene der Ambulanz und bald darauf rennen die Notfallmensen mit einer Bahre die Gasse zu uns empor. Sie erlösen mich aus meiner misslichen Lage. Ich erhebe mich und schaue auf mich herab. Die beige Hose ist in der Schossgegend voller Blutflecken. Die werden wahrscheinlich nie mehr ausgehen. Die Hose kann ich fortschmeissen. Wie ärgerlich jetzt so etwas Spiessiges zu denken.

Auf die Frage des Notfallarztes, ob ich die Person kenne, antworte ich erstaunlicherweise mit «Ja». Irgendwie stimmt das ja jetzt für mich. Sie sei eine Bekannte, lüge ich. Dann dürfe ich auch im Krankenwagen mitfahren, sofern ich will. Ich will.

Ich bemächtige mich der grünen Handtasche der Unbekannten. Während wir mit Blaulicht und Sirenengeheul Richtung Spital rasen, öffne ich die Tasche und werfe einen Blick auf den Inhalt. Es herrscht, wie üblich in Frauenhandtaschen, völlige Unordnung bzw. genau die eine Ordnung, die einzig die Besitzerin kennt. Ich fische mir ihr Portemonnaie heraus und untersuche den Inhalt. Gerade als wir in den Notfallposten des Krankenhauses einfahren, kann ich noch ihren Namen auf ihrer Identitätskarte lesen: Lucia Meraviglia. Italienerin. Ihre Identitätskarte stecke ich in meinen Hosensack, zu meinem Zettel.

Draussen höre ich die Kinder Verstecken spielen, auf dem Bett liegend, wieder mal oder vielmehr wie oft. Die feinen Risse in der Zimmerdecke sind immer noch da. Es sind dieselben wie vor ein paar Tagen. Aber Vertrautheit stellt sich nicht mehr ein. Ich bin mir nicht sicher, ob ich mich oder sie sich verändert haben, seit gestern, seit dem Vorfall.

Es ist Abend. Meine Schicht Taxifahren habe ich hinter mich gebracht. Ich horche. Das kleine Mädchen draussen, ich glaube, sie heisst Luisa, zählt: dreiunddreissig, vierunddreissig, fünfunddreissig, siebenunddreissig, vierzig. Entweder kann sie nicht zählen oder sie ist schlauer, als man denkt, und kürzt, um schneller bei fünfzig zu landen oder sie kann wirklich noch nicht richtig zählen, aber man hat ihr gesagt, sie würde schummeln und sie sei aber eine besonders Schlaue, und nun meint sie, so wie sie zähle, das sei besonders schlau. «Fünfundvierzig, siebenundvierzig, achtundvierzig, fünfzig.» Ich komme.

Schon seit einiger Zeit überlege ich, ob ich «sie», Lucia Meraviglia, im Spital besuchen soll. Und wenn ja, was ich ihr sage, wenn ich ins Zimmer und vor ihr Bett trete.

Guten Tag, ich bin Ihr Retter.

Guten Tag, wir hatten miteinander zu tun.

Guten Tag, Sie sind gefallen, ich war dabei.

Guten Tag, Sie sind mir aufgefallen, weil Sie gefallen sind.

Guten Tag, ich dachte der Himmel schüttet sich vor mir aus. All falscher Stolz, die frevelhafte Hybris, die mehr sein will als die göttlichen Gesetze es zulassen, prasselten auf mich nieder.

Guten Tag, sind Sie der gefallene Engel?

Guten Tag, ich dachte Sie würden sterben.

Guten Tag, ich habe mindestens zehn Mal gesagt, sie dürfen nicht sterben.

Guten Tag, zum Glück sind Sie nicht gestorben.

Guten Tag, zum Glück leben Sie noch.

Soll ich ihr einen Blumenstrauss mitbringen. Rote Rosen. Quatsch, das bringen nur Liebhaber. Ehemänner, Verwandte oder gute Bekannte, Freunde, Freundinnen bringen einen bunten Aufmunterungsstrauss mit, aus Margeriten, Sonnenblumen, Anemonen, Bartnelken, Dahlien, Rittersporn, angereichert mit Goldrute und dunkelgrünem Farn. Mein Gärtnerlatein aus einem Kurz-Job in der Stadtgärtnerei. Was ist sie denn für mich? Keine Freundin, keine Bekannte, keine Verwandte, keine Margerite, kein Rittersporn, keine Goldrute. Bin nicht ihr Ehemann, nicht ihr Liebhaber. Bin ihr Zufall. Nur zufällig ging ich diese Treppe hinunter. Und nur zufällig ging sie zehn Meter hinter mir dieselbe Treppe hinunter. Und dann fiel sie. Zufällig. Gut, möglicherweise erklärbar, aber nicht zwingend und schon gar nicht hatte ich dabei die Hand im Spiel. Sie fällt und dann drehe ich mich und hechte die Treppe hoch. Das war kein Zufall. Aber war es ein wirklicher Entschluss? Ich habe ihr übers Gesicht gestrichen und ich habe ihren Kopf in meinen Schoss gelegt. Auch das war kein Zufall. Sie ist mir nicht einfach in den Schoss gefallen. Ich machte sie zu meinem Fall. Ein Fall, der mich nach wie vor verwirrt. Muss ich zugeben. Lebensretter zu sein ist mir als Einsatzmöglichkeit noch nie in den Sinn gekommen. Was mir bei meinem Einsatz auffällt: Er hat mich keine Mühe gekostet. Es war nicht sinnlose Arbeit. Ich tat, was in meinen Kräften stand. War ich jetzt der Pfeil,

der ich sein wollte? Ich tat etwas, was ich noch nie getan hatte, zuvor. Bin ich nun ein anderer? Kein anderer als ich hätte das, was ich getan habe, in diesem Augenblick tun können, weil nur ich gerade zu diesem Zeitpunkt dort war.

Niemand weiss genau, was und warum es ich getan habe. Das bleibt mein Geheimnis. Aber ist meine Tat etwas Grosses? Wirft es Wellen? Mitnichten! Wahrscheinlich ist es nicht mal «unser» Geheimnis. Denn sie war ja ganz in Schmerz gepackt, ohnmächtig.

Ein anderer hätte es allerdings auch getan, wäre er in der gleichen Situation gewesen. Kein Auftrag also. Eine spontane Entscheidung. Jemandem, der Hilfe braucht, Hilfe geben. Tut ja jeder und jede. Fast jeder und jede. Muss man tun. Unterlassene Hilfeleistung wird bestraft. Allerdings, wäre ich einfach weitergegangen, hätte das niemand bemerkt.

Menschen haben spontan Mitleid, wenn jemand in Not ist und helfen. Nichts Besonderes also. Keine grosse Tat. Schon gar kein Auftrag. Ich dachte mir nicht mal was dabei. Verdient das etwas? Eine verdienstvolle Tat?

Und wenn es denn eine ist: Was wäre der Verdienst? Sollte mich die gute Tat glücklich machen? Macht helfen glücklich? Es macht sie vielleicht glücklich, dass sie noch lebt. Dann könnte es mich ja glücklich machen, dass ich sie glücklich mache. Ich, das glückliche Helferlein. Diesem Verein beizutreten habe ich hinten und vorn keine Lust, selbst wenn ich die Aufnahmebedingungen erfülle. Aber wenn ich vor dem Spitalbett stehe, wird sie sich bei mir bedanken wollen. Das wäre ein Grund, sie nicht zu besuchen. Lucia Meraviglia. Das leuchtende Wunder. Mich wundert fast gar nichts mehr. Ich habe sogar das Küchenfenster zum Garten hinter dem Haus geöffnet. Und nun höre ich die kleine Luisa rufen: Angeschlagen Kaspar, angeschlagen Katharina, angeschlagen Lea. Es fehlt noch Michael. Michi, rufen sie ihn. Wie mich. Bin auch so ein Michel. Luisa ruft: Michi, dich krieg ich auch noch!

Nummer 225. Endlich. Krankenhausgänge, Hotelgänge, Gefängnisgänge: die Türen sehen alle gleich aus. Nur die Ziffern auf den Türen markieren eine völlig äusserliche Ungleichheit, denn auch innen sehen die Zimmer gleich aus. Einzig die Patienten machen den Unterschied aus. Auf den Inhalt kommt es an. Merkwürdig, die Tür stand offen.

Aus der Daunendecke hervorlugend, ein bandagiertes Bein samt Schiene. In einen weissen Turban eingewickelt, der Schädel. Daraus strahlen mich dunkle Augen und ein runder Mund an.

Guten Tag, ich... – weiss, wer Sie sind. – Ach. – Schweigen, kurz. – Und ich weiss, wie Sie heissen. – Ach. – Lucia Meraviglia. Und das heisst so viel wie «Leuchtendes Wunder». – Aber das Wunder waren Sie. Sie haben mich gerettet. Sie sind mein Retter. Sie sind mein Held. Danke. – Ach, das hätte doch jeder gemacht. – Aber S i e haben es gemacht. – Aber wie wissen Sie denn, dass ich es war. Sie waren doch ohnmächtig. – Ja, aber einen ganz kleinen Augenblick war ich es nicht. Und da habe ich Sie gewissermassen aufgeschnappt, hat mein Hirn Sie sich gemerkt. Irgendwer hat mich gehalten. Das können nur Sie gewesen sein. – Aber ich will kein Held sein. Das tut man doch einfach. Helfen. Schweigen. Lang. Zu lang.

Dann öffnete sich die Tür des Krankenzimmers und es erschien ein Weisskittel weiblicher Natur, bzw. eine Krankenschwester, bzw. die Pflegefachfrau Lydia Huber. So stand es jedenfalls auf dem Schild auf Busenhöhe. Wir verstummen sofort. Da sind wir uns einig. Als hätten wir zuvor etwas Ungehöriges gesagt oder gemacht. Krankenhausatmosphäre bewirkt bei allen Besuchern sofort ein Maximum an Besorgtheit für das Korrekte und Reinliche. Und weil man das Unreine um jeden Preis zu vermeiden hat, lauert es um so mehr in jeder Ecke, in jeder Rille. Jede klitzekleine Ritze und jedes Bisschen Riss sinkt einem weissen Weiss in die Arme.

Ich schaue unvorbereitet an mir hinunter, in der Hoffnung mein Äusseres entspreche einigermaßen dem krankenhauserforderlichen Richtmaß. Da muss ich entdecken, dass die Schnürung an meinem linken Schuh sich geöffnet hat und die Bänder nun vorwurfsvoll, weil ordnungswidrig offenliegen. Sonst überhaupt nicht, aber hier drin und jetzt gerade finde ich das peinlich. So peinlich, dass ich gar nicht daran gehe, die Schuhe zu schnüren. Vielmehr suche ich nun das Zimmer nach weiteren Ungeschnürtheiten ab. Mein Blick irrt dabei vor lauter Weiss und nichts als Weiss immer wieder ins Nirgendwo ab. Hier bekommt man ja die Weisskrätze. Bekanntermaßen eine typische seelische

Krankenhauskrankheit. Macht müd und madig. Zum Glück ist über eine Stuhllehne die rot-gelb-giftgrün gestreiften Hose von Lucia gelegt.

Pflegerin Lydia prüft die Flasche, die Lucia mittels Pfropfen am Arm mit Flüssigkeit und allerhand Medikamenten versorgt, verordnet ihr die Einnahme einer lilaroten Tablette und fordert sie auf, die Liegelage zu verändern, um den Dekubitus, das Wundliegen, zu vermeiden. Ich sehe, dass Lucia das alles gar nicht gefällt, dass sie aber das allerhöflichste scheinheiligste Lächeln hervorzaubert. Sympathisch. Dicklich, aber sympathisch, denke ich. Ich bin dünn. Daher unsympathisch? Aber ich komme gar nicht dazu diesen Kurzschluss einer näheren Prüfung unterziehen, denn nun marschiert die Pflegefachfrau Lydia ab und Lucia, die Leuchtende, fragt mich, wie ich denn heisse. – Ich bin der Michel, sage ich, und setze ein mir vertrautes Grinsen auf. So ein Grinsen muss man aufsetzen, wenn man seinen Vornamen zum ersten Mal einer fast völlig Unbekannten preisgibt. – Oh, Michele. Auf italienisch sagt man Michele. – Dann zögert sie, bevor sie etwas leiser und vorsichtiger fragt, ob sie mir nicht Michele sagen dürfe und ich ihr natürlich Lucia. Einverstanden. Michele tönt einfach besser als Michel. Und zudem hat mich meine Mutter immer Michel nachgerufen, besonders dann, wenn ich keine Lust auf Hausarbeiten hatte. Erst zwei Sekunden danach war ich ob der Geschwindigkeit meines Einverständnisses selber überrascht. Lucia und Michele? Na dann. Aber was gibt es denn jetzt noch zu sagen? Weil ich gerade gar nichts mehr zu sagen weiss, lege ich ihr ihre Identitätskarte mit der Bemerkung, damit du wieder ganz sicher bist, wer du bist, auf den Tisch. Sie lächelt und sagt: Ich glaube, ich bin nicht mehr dieselbe wie vor dem Sturz. – Und ich sage: ja, das verstehe ich ganz gut, ich erlebe mich auch dauernd als ein anderer, vor allem als ein anderer, als der, den ich mir vorstelle zu sein. – Dann bist du dir immer ein Fremder? – Schon nicht ganz, aber ich bin schon manchmal geschockt, wie blöd ich mich benehme. Meine Gedanken sind immer wieder solche, die ich mir später wünsche nicht gehabt zu haben. Aber da ist nichts zu machen, sind sie einmal gedacht, so rennen sie davon und richten irgendwo irgendwas an, was...

Da kam es wieder zu einem Unterbruch des fast schon erstklassig interessanten Gesprächs. Hereinkommt die Putzfrau. Sie ist dunkelhäutig, Eritreerin, schlank, von stupender Anmut, und einem lächelnden «Guten

Morgen» im Gesicht, so dass ich allein schon deshalb nicht mehr weiterreden kann, obwohl ich doch annehmen kann, dass sie nicht allzu viel verstehen wird, was wir auszutauschen haben. Aber nun fuhrwerkelt sie mit feuchtem Wischer und Lappen im Zimmer und unter den zwei Betten herum, so dass man nicht anders kann, als ihr zuzuschauen. Das zweite Bett ist leer. Aber auch darunter wischt sie. Dabei sagt sie kein Wort. Wir sagen auch kein Wort. Wir horchen. Beinahe andächtig horchen wir alle drei auf die Geräusche, die entstehen, wenn die schlanke Königin von Saba mit dem Wischer an die Räder des Patientenbettes stösst, so dass der Bettgalgen zu zittern beginnt. Sie stupst auch den Flaschenhalter und den Turm mit den zahlreichen vor sich hin blinkenden Bildschirmen an.

Es war ein halb peinliches halb feierliches Schweigen. Mein Blick folgte nur noch dem Wischer. Dabei wollte ich mir überlegen, wie ich die Konversation mit Lucia, der Leuchtenden, fortsetzen könnte. Vielleicht mit Angeboten wie, wir könnten uns doch mal, wenn sie denn wieder gesund ist, treffen. Oder ich könnte ihr vorschlagen, ein Kinn von ihren zweien, eine völlig unnötige Verdoppelung, wegzusubtrahieren und diese eine Hälfte in meine Gesichtslandschaft zu verfrachten und so meine tiefgründigen Falten aufzuschütten und meine eventuell auch unnötigen Furchen zu glätten. Oder meine Spinnenstabeinchen mit ihren hälftigen Oberschenkeln zu Baseballschlägern für Toughe-Boys aufpeppen, während ihre sich flugs in schnelle schlanke Antilopenhinterhaxen verwandelten. Oder den Speckgürtel auflockern und einige unrechtmässige Fullsize-SUV-Fettklösse wegschneiden und in mein ärmliches, zu Schläffheit neigendes, Hinter-Quartier umzügeln. Von Durchmischung von Gewichts- und anderen Klassen verspricht man sich doch einiges, vor allem Positives. Mindestens 10 bis 20 Kilos könnte man so umsiedeln und neu aufteilen. Ich driftete völlig in halbschlaue und wahrscheinlich unkorrekte Ideen ab. «Fertig!», sagt die Eritreerin schliesslich und mit einem akzentfreien «Schönä Morgä» entfernt sie sich. Die spricht ja Schweizerdeutsch. Sie ist eine Scheineritreerin und eine Scheinschweizerin. Irgendwas dazwischen, eine Halbschattenbewohnerin. Wie ich.

Zum Glück haben Lucia und ich geschwiegen. So wuchs auch ein kleines Geheimnis zwischen uns. Ein kleines geheimes Einverständnis, niemand anderem Einblick in unseren Gedankenaustausch geben zu wollen.

Wie bist du zu Fall gekommen? Ich rutschte sozusagen auf dieser Frage aus. – Ich habe an etwas gedacht (sympathisch!) und nicht richtig auf den Stufenrhythmus geachtet (auch sympathisch), so dass ich ins Leere trat (ich fühle mit) und so weiter, und wenn meine Kilos einmal in Fahrt sind, dann sind sie nicht mehr aufzuhalten (da entgeht mir die Erfahrung, ich kann ich nicht mehr mitfühlen). Das Viele war zu viel. – Ich schwieg. Wie geschickt sie das doch formuliert. Aber, was soll man da sagen, wenn jemand eine Wahrheit ausspricht, die für sie selber etwas beschämend sein könnte. Sollte ich jetzt sagen, ja, stimmt, das ist wahr, du trägst zu viele Kilos mit dir herum? Ich schwieg immer noch. Denn was sollte ich sagen? Aber mit Schweigen mache ich mich ja auch verdächtig. Das Gespräch war jetzt überhaupt nicht mehr erstklassig interessant. Es war jetzt epochal stockend. Ich hatte Lust die weisse Hölle zu verlassen.

«Ja, das ist jetzt wirklich ein besonderes Zusammentreffen.», sagt sie. «Wir kennen uns nicht, sind aber doch wegen meines Falls verbunden. Ziemlich fest.» - «Ja, stimmt», stammle ich gerade noch. Ich bin ein wenig neidisch, weil ich auch gern diesen Satz gesagt hätte. «Ja», sage ich, indem ich wenigstens den Sinn des Satzes wiederhole, »wir sind verknotet und nun wissen wir nicht, ob und wie wir den Knoten lösen oder noch enger knüpfen sollen.» Ach, was sage ich denn da. Wollte ich das sagen? Wieder so ein Rausrutscher. «Knüpfen! Oh ja. Zusammenknüpfen. Einen Teppich knüpfen. Gemeinsam. Das ist schön gesagt.» Sie geriet in ungestüme Tatenlust, als wollte sie aufstehen und sogleich mit dem Knüpfen beginnen. Zusammenknüpfen oder zusammen knüpfen? Ich sagte doch nur, dass zwei erst lose verknüpfte Teile vielleicht etwas enger geknüpft werden könnten, aber nicht unbedingt müssten, man könnte sie auch voneinander lösen. Den Teppich unserer Beziehung knüpfen, zusammen, gemeinsam, nebeneinander, an ein und demselben Teppich, auf ein und demselben Knüpfstuhl? Davon sagte ich nichts. Wäre das die Speise, die uns satt machte? Das soll ich wagen? Ist das der Ruf? Werde ich gerufen? Ist das jetzt der Auftrag? Ein

Gross-Auftrag? Oder doch eher ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang? Wo das Grosse nicht gross bleibt und das Kleine nicht klein?

Kapitel Zwei: Er kommt nicht

Hingehen, übergehen und hinübergehen

Na, Monsieur Plumèr. Was meinen Sie? Hier ist ihre Telefonnummer und ihre Adresse. Soll ich es wagen? «Einfach anrufen, wann immer du Lust dazu hast.» Einfach anrufen. So einfach ist das nicht. Lust haben? Ich weiss gar nicht, wozu ich Lust habe. Sie anrufen? Sie sehen? Mit ihr schwatzen? Mit ihr essen? Spazieren? Liebe? Eine Vorlustliste liesse sich allenfalls noch erstellen. Die Lust schläft noch. Der Lust-Wecker hat noch nicht geläutet.

Ich kann mir sagen: Ich bin ihr Held. Weil, sie besteht ja drauf. «Du bist mein Held.» Hätt' eine Heldentat vollbracht. Aber das war keine Heldentat.

Du bist ein Held doch nicht, stellst dich nicht ins Licht.

Ah, Monsieur Plumèr meldet sich.

Du sitzt brav auf der Ofenbank, meid'st den Sturm des Lebens, machst nicht viel des Aufhebens, schreibst dich lieber krank, und verschläfst des Lebens Bebens. Ein Nichtsnutz schlicht. Ein Held ganz sicher nicht.

Na also, Monsieur Plumèr, wusst' ich doch, dass wir hierin grösste Übereinstimmung haben, und dass Sie natürlich völlig im Recht sind und wahrscheinlich deswegen, oh lala, sogar poetisch werden. Mir fehlen doch wahrhaftig alle Ingredienzen des Heroen: Mut, Kraft und Wille, Schnelligkeit,

Schneidigkeit, Festigkeit, Lauterkeit, auch Kampf für Ideale, gar Aufopferungsbereitschaft. Mir steht auch das Glück nicht zur Seite. Keine Wunderkräfte befehle ich. Mein Elixier bin ich mir selbst. Selbstvergiftung. Und bei meinem Anblick haben die Menschen auch nicht den Hauch einer Ahnung, einer meiner sehr weit zurückliegenden Vorfahren entstamme einer göttlichen Zeugung.

Und dann ist ja da noch mein Zettel. «Er kommt.» steht drauf. Der Auftrag, auf den ich warte. Oder vielmehr gewartet habe. Er ist nicht gekommen. Bis jetzt. Dafür habe ich jetzt diese Pseudoheldentat begangen. Na gut, es ging möglicherweise um Leben und Tod. Bin ihr Held jetzt. Held ohne Auftrag. Dabei wollte ich doch der Held kraft eines Auftrags sein. Mein wahres Heldentum kommt doch erst, wenn er da ist, der Auftrag. Die Suche nach dem Gral. Pah! Nicht wahr Monsieur Plumèr? Aber nun schweigen Sie natürlich wieder hartnäckig und ich muss alle schwierigen Fragen selber beantworten. Wissen Sie, das Schlimme an ihnen ist ja nicht, dass Sie zuweilen nichts sagen, sondern dass Sie völlig eigenmächtig schweigen, wann es Ihnen passt, und dann drängen Sie sich wieder mit Bemerkungen auf, wann Sie wollen. Völlig ungefragt. Ich wollte Ihnen das eigentlich schon immer sagen. Schon als ich Sie das erste Mal sah. Sie wurden mir ja übergeben, ohne mein Einverständnis, damals. Ich sass noch im Kinderwagen, da bereits stieg bei mir der Verdacht auf, Sie wären ein ganz fieser Trickser. Sie schweigen, weil Sie *mich* zum Sprechen bringen wollen. Solange *ich* rede, brauchen *Sie* ja nichts zu sagen. Er redet gern, denken Sie, dann lassen wir ihn doch reden. Irgendwann hört er auf. Spätestens, wenn er müde wird und einschläft. Oder wenn ihm nichts mehr einfällt. Das ist Ihre Masche.

Sie sagen nichts, Sie wagen nichts, Sie setzen sich in keine Nessel, Sie stehen in keine Fettnäpfchen, Sie müssen nichts überwinden, Sie zögern nicht, Sie brauchen nichts aufzugeben, Sie hängen nur herum, Sie tun nichts, Sie warten, und Sie sind doch immer bereit sich einzumischen. Worauf warten Sie? Auf den Sankt Nimmerleinstag. Nein, nicht einmal das. Sie erwarten nichts, denn sie sind immer einsatzbereit. Dann sind sie auch zu nichts zu gebrauchen. Schon gar nicht, dass Sie eine Idee für einen Gross-Auftrag hätten.

Es ist noch kein ernsthafter Entschluss, aber ich spüre, ich muss mich von ihm trennen. Monsieur Plumèr muss weg! Aber wohin? In den Abfallsack? Nein,

geht nicht, der ist noch nicht mal halbvoll, und es dauert sicher noch mehr als eine Woche, bis ich ihn zur Entsorgung aufs Trottoir stellen kann. Und die Vorstellung, in der kommenden Woche allen Schmutz, Dreck, Müll, Mist, Schrott und prinzipiell alles Unbrauchbare auf ihn nieder prasseln zu lassen, ist mir eine ekelerregende Vorstellung. Monsieur Plumèr, ein gewöhnliches Ding, das den Weg aller Dinge geht. In die Abfallhöhle? Er, das Ding aller Dinge, hat eine würdigere Bestattung verdient. Ich weiss noch nicht welche, aber sie wird sich schon finden lassen. Vorsorglich trage ich ihn von nun an immer mit mir herum, um ihn – wenn die Gelegenheit da ist – der Welt zu übergeben.

Er ist dann nicht mehr *für mich* da. Und ich bin dann nicht mehr *für ihn* da.

Er war auch nicht da, als ich zur so genannten Heldentat schritt. Die war keine bewusste Entscheidung, das war nur Reagieren, kein Auftrag. Niemand hat mir die Rettung aufgetragen. Auch ich habe sie mir nicht aufgetragen. Spontane Hilfe passiert einfach. Die trägt man sich nicht auf.

Worauf soll ich jetzt noch warten? Auf einen wirklichen Auftrag? Eigentlich ist mir das Warten verleidet. Ich habe gewartet. Mich bemüht, gehorcht, gemutmasst. Ich war bereit einen versteckten Auftrag als solchen zu erkennen. Er kam nicht und er kommt nicht. Da bin ich mir schon fast hundertprozentig sicher. Ich brauche mir jetzt auch nichts mehr vorzunehmen. Ich erwarte nichts. Von der Welt schon gar nichts. Diesbezüglich ist die Welt eine Enttäuschung. Es ist wahrscheinlich besser, auch nicht allzu viel von ihr zu erwarten. Daher gibt es jetzt auch kein Geheimnis mehr. Ich werfe den Zettel mit meinem erbaulichen Satz in den Abfall. «Er kommt.» Hinten steht «Nicht» auf dem Zettel. Das war prophetisch. Die Prophezeiung hat sich erfüllt. Und jetzt bin ich von meiner Selbstversprechung befreit. Das Warten auf meinen Gross-Auftrag war eine Fessel. Ich werfe sie ab. Sofort. Ich will auch nicht mehr gross werden, nur weil der vorgestellte Auftrag ein grosser sein musste. Ich brauche sie nicht mehr, die Vorstellung von Grösse. Ich bin so klein, wie ich bin. Ich wachse nicht mehr. Ich bin, der ich bin. Das können eigentlich nur die Toten und die Götter von sich sagen. Die Menschen sind immer wieder nicht die, die sie sind, weil sie anders sein wollen, als sie sind. Das ist ihr Leiden.

Mein gegenwärtiges Leiden ist, dass ich ihr Held bin, obwohl ich kein Held sein will. Ein verwirrender Widerspruch. Es wird nichts nützen, wenn ich ihr sage, dass ich nicht ihr Held, ja überhaupt kein Held sein will. Sie wird «okay»

sagen, «ich werde dich nicht mehr ‘mein Held’ nennen», aber ich weiss, dass ich ihr Held bleiben werde. Das zu denken, kann ich ihr nicht verbieten. Ich habe sie doch gerettet, vielleicht sogar ihr Leben. Diese Tat kann ich nicht mehr rückgängig machen. Es war eine spontane Tat, keine edle Tat. Dafür fehlt der Entschluss, die bewusste Selbstbeauftragung für die edle Tat. Ich wurde – wahrscheinlich – nur von Gefühlen übermannt. Das Helfergefühl. Das Mitleid unter und mit den Artgenossen. Purer Überlebenswille in der Welt als Wille ohne Vorstellung, der eben auch gegenseitige Hilfe beinhaltet. Der Überlebenswille gilt, wie die Evolution für zahllose andere Arten zeigt, nicht für das einzelne, egoistische Individuum, sondern für die Art. Fit, d.h. anpassungsfähig und damit überlebensfähig ist nicht der Einzelne, sondern die Art. Ich handelte nicht als autonomes Subjekt, sondern als Exemplar meiner Art nach dem Gesetz der Lebenserhaltung. Ist das überhaupt «handeln» oder vielmehr nur «reagieren»? «Challenge and response»? Ich ist eine biologische Maschine. Ohne wirkliche Fähigkeit zur Selbstbestimmung? Und falls ich mir doch einbilde, mir dabei etwas Handlungsleitendes gedacht zu haben, dann ist das nur eine eigentlich auch verzichtbare Begleiterscheinung, eine Form von Selbsteinbildung, eine Art geistiges Hintergrundrauschen, das man auch abstellen könnte, denn es ist ja nicht geschehensentscheidend? Jegliches Geschehen soll nur die Resultante einer letztlich materiellen Ursachenkette sein? *Ich* kann nichts Wirkliches bewirken? *Ich* ist nicht wirklich, *Ich* ist nur Einbildung?

Ja, stimmt. Ich mache mir dauernd Vorstellung über mich, wie ich bin, aber vor allem auch, wie ich auch noch sein könnte, einer, der ich werden möchte, aber eben noch nicht bin. Einer, der sich einen Auftrag gibt. Und gerade dadurch befähige ich mich auch als der, der eine Ursache-Wirkungskette durchbrechen kann. Sich selber zu etwas ermächtigen. Der Glaube an meinen Auftrag, der nur mir gehört, den nur ich erfüllen kann. Erst wenn ich mir einen Auftrag erteile, dann werde ich wirklich sein.

Ich wusste eine zu lange Zeit nicht mehr, was ich von mir erwarten soll. Aber dann erwartete ich ihn, meinen Auftrag. Nur ich allein kann mir den Ritterschlag des sinnvollen Tuns geben. Diesen und noch andere Sätze dieser Art sagte ich mir doch.

Und als keine Einfälle, keine Selbstbeauftragungen kamen, dann klapperte ich die Welt da draussen nach schnell zu erledigenden Hausaufgaben ab und vertrieb mir die Zeit mit Pseudoaufträgen, phantasierten Vorstellungen, einfach nur, um in ein sinngebendes Geschehen eingebunden zu werden.

Damit ist jetzt Schluss. Und nun gibt es ein Leben nach diesem Schluss. Kapitel Zwei mit der Überschrift «Er kommt nicht» hat geschlagen. Der Mensch erfindet sich immer wieder neu. Diese Verrücktheit und das Leiden daran kennt nur er. Ein Spulwurm verwendet keine Regung daran, anders sein zu wollen als der Wurm, der er ist.

Und nun ist sie da, Lucia. Aber wie soll ich sie empfangen, wie begegn'ich ihr?

Die Dramen mit den Damen

Meine Geschichten mit Frauen lohnen nicht erinnert zu werden. Wer sich erinnert, will ja das Erinnerte auch immer gern vor jemandem auspacken. Man kann einfach nicht nur bei sich bleiben.

Aber meine vergangenen Frauengeschichten will sich nicht mal Monsieur Plumèr anhören. Ich behalte sie für mich. Meine Dramen mit den Damen. Sie sind ja auch langweilig. Immer gingen sie gleich aus. Am Ende stand meine Verurteilung fest. Und meine Strafe. So was erzählt sich schnell.

Die Damen fanden immer gute Gründe mich zu verurteilen und zu bestrafen. Die Strafe bestand darin, dass sie mir alle, ohne Ausnahme, sogar inklusive Rosemarie, sagten, sie hielten es nicht mehr länger mit mir aus. Ich meinerseits hielt es mit ihnen aus. *Ich* verliess sie nie. Aber ich gab ihnen Gründe, es mit mir sein zu lassen. Offensichtlich. Das habe ich immer bei jedem Verlassenwerden sofort zugegeben. *Sie* zogen weiter. *Ich* blieb zurück. Schuldig. Das habe ich ihnen auch immer nach nur kurzer Bedenkzeit schriftlich mitgeteilt. «Liebe M, A, R, I, E, (Melanie, Anna, Rosemarie, Irene, Esther) ich weiss eigentlich schon, dass ich etliches falsch gemacht habe. Eine genauere Analyse folgt noch. Ich wollte, dass du mich liebst. Aber das kann man ja nicht im Ernst von einem anderen verlangen. Es kann ja sein, dass du mich nach der ersten Paarungszeit nicht mehr lieben konntest. Dass ich da nicht mehr liebenswert mich dir zeigen und geben konnte, dem müsste ich nachgehen. Verzeih mir, dass ich es noch nicht getan habe. Es ist mir immer

noch ein Rätsel. Aber Tatsache ist: Ich werde von dir nicht mehr geliebt. Über den Willen eines anderen kann man nicht verfügen, wenn es um Liebe geht. Und zudem ist Liebe ja auch nicht etwas, das man mit blossem Willen erzeugen kann. Es wäre dumm von mir so etwas zu wollen. Ich versteh dich...» und so weiter.

Die Frauen für das Ende unserer Beziehung wenigstens teilweise verantwortlich zu machen und mich so ein wenig von Schuld freizusprechen, ist mir nie eingefallen. Das wäre auch eine Möglichkeit gewesen, denke ich jetzt. Es brauche immer zwei, die sich lieben und zwei, die sich nicht mehr lieben, die sich trennen und die auch je dafür verantwortlich sind. Das habe ich in einem Paarbeziehungsbuch, Kapitel «Nach dem Verlassenwerden» gelesen. Aber es nützt nichts: Sie gingen, ich blieb. Neben mir gab's freien Platz. Darauf nahm sie platz, die Schuld.

Doch zum Glück bin ich auch nur ein Mensch, und der ist im Allgemeinen vergesslich. Nach einer gewissen Zeit vergass ich meine Schuld wieder. Ich nahm einen neuen Anlauf, einen neuen Anlauf geliebt zu werden. Ritter Blaubart mit vorsorgender Schuldanerkennung und systemischer Vergesslichkeit.

Ich wollte nicht, dass sie, die Frauen, besonders in der Nach-Rosmarie-Zeit bei mir blieben, nur weil wir voneinander sagen konnten, dass wir jetzt doch ein Paar seien, zusammengehörten und da sollten wir doch Rücksicht aufeinander nehmen und sie sollte daher bei mir bleiben. Ich weiss gar nicht, ob ich das will, dass Frauen Rücksicht auf mich nehmen. Sie sollen mich lieben. Das ist alles. Mehr will ich nicht. Das ist mein einziger Wunsch. «Mehr will ich nicht.» Ist das viel verlangt? Nur lieben. Zu viel? Auf jemanden Rücksicht nehmen ist wahrscheinlich ein Kinderspiel im Vergleich zum Lieben. Lieben ist, glaub ich, viel schwieriger als rücksichtnehmen.

In meiner ersten Liebeszeit als Junge floss ich über, vor Liebe. Rücksichtslos übergoss sie mich, die Liebe. Und, wie ich jetzt vermute, übergoss meine Liebe auch die Mädchen, rücksichtslos. Selbst wenn sie mich nicht liebten. Verliebtsein war wie Planschen in warmem Badewasser. Nie mehr verlassen will man die kuschelige Wanne. Ich zerging vor lauter warmer Wohligkeit und bildete mir dabei nur allzu gerne ein, mich abwechselnd zu einer Robbe, einem Fisch und noch viel lieber zu einer Medusa zu verwandeln. Allein eine

proteische Existenzweise als Liebender, zu steter Verwandlung bereit, sei die mir angemessene. Ein dauerglücklicher Bewohner im wärmenden Liebesozean. Das geht so lange, bis das Badewasser allmählich lauwarm wird, schliesslich kalt. Da muss ich es dann ablaufen lassen, das Wasser. Ich schaue zu, wie es im Gully verschwindet. Und dann bin ich wieder ein Mensch, schwer und gewöhnlich, wie zuvor. Ich verlasse die Badewanne, trockne mich ab, ziehen mich an und schon bin ich wieder der intelligente und duldsame Affe auf zwei Beinen, der weiss, dass und wie man Rücksicht nimmt.

Die Liebe verlässt einem öfter, als man will. Wohin geht sie? Ich jedenfalls weiss es nicht. Sie kommt mir vor wie ein scheues Tier, das sich in unauffindbaren Löchern versteckt und auch nicht ohne weiteres hervorkommt, wenn man nach ihr ruft.

Lieben ist enorm viel schwieriger als Rücksicht nehmen, weil man lieben nicht wollen kann. Beim Lieben gibt man etwas, das man gar nicht hat.

Die Frauen hatten recht, dass sie mich verliessen. Ich hätte mich auch verlassen, wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre. Aber die Summe aller Liebeskündigungen liessen mich zögerlich werden. Ich musste mich fragen, ob mein Begehren, eine Frau zu lieben, doch eher ein Irrtum sei. Jedenfalls geriet «die Frau» bei mir in den Verdacht eine falsche Adresse zu sein. Nicht dass ich von nun an plötzlich Lust auf Männer bekommen hätte. Das nicht. Aber sie begannen mir ein Rätsel zu werden. Oder auch ich begann mir in Bezug auf die Frauen ein Rätsel zu werden.

Aber worin besteht denn meine Schuld genau? Wahrscheinlich ist es mein Zweifel. Sie sagten, sie liebten mich. Aber ich glaubte ihnen nicht mehr. Ich dachte vielmehr, sie sagten das nur, weil sie von mir hören wollten, dass ich sie liebe. Natürlich sage ich ihnen in so einem Fall ohne weiteres, dass ich sie liebe. Aber sie können ja dieses so ausgesprochene Liebesgeständnis auch anzweifeln. Genauso wie ich. Die Liebe des anderen kann man immer anzweifeln. Sie nicht anzuzweifeln geht nur, wenn man bedingungslos liebt. Planschen im Liebesozean.

Ich weiss: Ich liebte sie und ich liebe sie immer noch und ich könnte sie immer wieder lieben. Alle fünf. Und Lucia irgendwie auch. Nur ich weiss, dass das wahr ist. Dass ich liebe, ist mein Geheimnis. Es ist besser, ich spreche es nicht aus. Ausgesprochen kann es sofort jedermann anzweifeln. Sie. Ich.

Die Frauen, sie bleiben das rätselhafte ferne Leuchten, auf das ich immer zulaufen muss, das Flämmchen, das nie ausgehen darf, auch wenn ich an den Frauen zweifle, und manchmal verzweifle. Ein verzweifelter Blaubart. Blaubart fehlt das Vertrauen, das Lieben. Er kann nicht geben, was er nicht hat.

«Die Leere und das gezeichnete Ich»

Das Café «Zur Goldenen Mitte» hält sich für besonders originell. Überall hängen an den Wänden Gedichte auf weissen A4-Seiten, nur mit Klebestreifen an der Wand befestigt. Das soll wohl heissen, wer Lust hat, ein Gedicht mitzunehmen, kann das ohne weiter tun. In der Nähe meines Sitzplatzes hat jemand ein Blatt weggerissen. Er oder sie war offenbar in Eile, denn eine Zeile, die letzte des Textes klebt noch da. «die Leere und das gezeichnete Ich.» lese ich. Das kenne ich doch. Das ist von... Leider fällt mir der Autor oder die Autorin grade nicht ein, was ich ärgerlich finde. Dauernd braucht die Welt meinen Kopf, bzw. ich betätige die Eingabetaste, und dann sollte was herauskommen, aber es versagt regelmässig, das Löcherhirn. Kurzzeitig habe ich wieder Lust mich in eine KI zu verwandeln. Ich gäbe mir einfach die Zeile ein und schon.

Ich entferne den Papierfetzen und stopfe das Restgedicht in meine Tasche. Möglich, dass mir der Autor oder die Autorin später wieder zufällt. Und zudem, seit der Zettel mit dem «Er kommt – nicht» aus meinem Hosensack raus ist, hat es ja dort wieder Platz für ein neues Merksätzchen. Der Inhalt der Zeile entspricht ziemlich exakt meinem Gemütszustand. «Gezeichnet» von meinen unsinnigen Versuchen, mich neu zu gebären oder mindestens mich mit frischem Lebenssaft vollzusaugen. Wie eine Arbeitsbiene. An die Male, die mich gezeichnet haben, will ich mich lieber nicht erinnern. Und dass auch «Leere» eine für meine Befindlichkeit zutreffende Bezeichnung ist, versteht sich schon fast von selbst.

Na ja, ein bisschen belüge ich mich mit dieser Behauptung. Schliesslich ist jetzt Lucia aufgetaucht und das allein ist einerseits schon ziemlich verwunderlich und andererseits habe ich es von nun an vielleicht auch mit Fülle zu tun. Darum ist jetzt doch nicht nur vollkommene Wüste und unerträgliche

Gleichförmigkeit in mir. Ein ganz sanftes Grün spriesst aus dem Wüstenboden und behauptet sich gegen die alles verstummende Leere. Ich fasse mich zusammen: Mir preist sich eine komplizierte Gefühlsgemengelage an. Einerseits Leere, samt gezeichnetem Ich – die Gedichtzeile ist wirklich sehr brauchbar – und andererseits der Lichtblick namens Lucia und dazu noch ich, der ich ihr Held sein soll, aber nicht will. Welches sinnvolle Leben soll das ergeben? Wird das ein Jonglieren mit drei Kugeln? Mein gezeichnetes Ich, Lucia und die Leere.

Ich kann aber überhaupt nicht jonglieren.

Na und?

Ah, Monsieur Plumèr, Sie geruhen sich einzumischen?

Ich käme mir, müsste ich jonglieren, wie ein behinderter Mensch vor.

Du musst!

Wer sagt denn da «Du musst.»? «Man muss nicht müssen.», sagt Lessing.

Ja gut. Aber Lessing meinte wahrscheinlich, man soll viel mehr selber «wollen» anstatt «müssen», was ein Anderer will. Selbstbestimmen anstatt Fremdbestimmung. Jonglieren kannst du nicht, aber du kannst es ja lernen.

Jonglieren lernen? Mit der Leere? Wie soll denn das gehen?

Fang einfach an. Spiel! „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

Jetzt kommt auch der noch!

Es kommt gar nicht drauf an, welches Bild auf dem Teppich entsteht. Knüpfe drauflos und denke dabei nicht an Zwecke und Ziele und schau, was draus wird. Und auch wenn dir das entstehende Bild chaotisch erscheint, sollst du trotzdem weiterknüpfen, und wenn dir die Kugeln beim Jonglieren immer wieder hinunterfallen, so lese sie wieder auf und erfreue dich daran, wie sie abermals in den blauen Himmel steigen und zurück in deine Hand oder eben auf die Erde fallen.

Jonglieren lernen ist ein Abenteuer.

Helden, die Helden bleiben, gibt es nur in der Literatur. Wer etwas anderes sagt, hat noch nie ein Buch mit einem Helden gelesen. Und der hat noch nie bei einer eigenen Unternehmung eine Schlappe erlebt, Leid und Schmerz erlitten. Das absolute Negativ-Abenteuer heisst Soldat in einem Krieg sein. Der Unterschied zwischen dem wirklichen Leben als Soldat und dem Ansehen, das er als Kriegsheld genießt, ist etwa so gross wie der zwischen einer

abgemagerten und hungernden Katze und dem geflügelten Löwen aus Stein von San Marco in Venedig.

Ich bin zwar keine literarische Figur, aber ich kann mich in eine verwandeln, zeitweise. Als literarischer Temporärarbeiter, im tagelöhnerischen Einsatz an verschiedenen literarischen Baustellen, natürlich zeitlich befristet und nur so zum Spass.

Na dann, mein Helden-Zyklus beginnt. Wahrscheinlich geht's schief. Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Dichtung als Trostpflaster und auch die Schiller'sche Spielanleitung nehmen wir auf jeden Fall im literarischen Köfferchen mit.

Polyphemie

Schlecht geschlafen. Dreimal stand ich auf um zu pinkeln. Beim dritten Mal konnte ich nicht mehr einschlafen. Ich machte Licht und wendete mich meinen treuen Rissen in der Decke zu. Sie sind so erwartbar immer da, wenn man sie braucht, als wären sie zuverlässige Freunde. Ich raune ihnen zu, sie brauchten sich wegen ihrer Lückenhaftigkeit nicht zu schämen. Es sei genau das, was ich an ihnen schätzte. Denn sie seien mein wahrhaftes Abbild. Und sie müssten sich auch nicht fürchten, mit Gips aus der Tube von mir zum Verschwinden gebracht zu werden.

Aber nach dieser besänftigenden Versicherung blieben sie, beinahe feindselig, stumm und so gewöhnlich, so dass ich doch noch kurz Lust bekam sie zuzuspachteln. Aber dazu hätte ich ja mein kuschelig warmes Bett verlassen müssen und dazu hatte ich nun doch keine Lust, vor allem auch, weil es draussen wieder zu regnen begann. Und weil ich, wie ich aus Erfahrung wusste, doch bis zum nächsten Müdigkeitsanfall mindestens eine Stunde warten musste, las ich ein bisschen in der Odyssee. Von draussen prasselte das Wasser aus der verstopften Dachrinne auf die Erde. Und zuweilen brauste eine Windböe heran und warf einen Regenschwall an die Scheiben. Die Wasserflut verdüsterte meine Sinne; sie stürzte vom Himmel, als würde einer die Wolken wie Schwämme auspressen. Die Winde schnoben, brausten und heulten heran. Ich schweifte daher immer wieder vom Text ab, denn ich konnte nicht anders, als für eine Weile den tosenden Elementen mein Gehör zu schenken. Ein wenig

aus unbekanntem inneren Drang und ein bisschen zum Spass gesellte sich mir dabei die folgende Geschichte zu:

Wie viele Tage hatten wir uns nun nicht mehr gesehen? Und noch immer hatte ich es nicht geschafft, sie aufzusuchen und bei ihr einzukehren. Einen Sturm – der fürchterlich heulende Sturm verhüllt in dicke Gewölke Meer und Erde zugleich – heute, ausgerechnet heute, schickt Zeus. Oder ist's Thor oder Hadad oder Tharu oder Baal oder Ra? Ra gefällt mir am besten, er hat einen so Angst und Schrecken einflössenden kurzen Namen. In der Sonnenbarke fährt Ra jeden Tag über den Himmel, aber heute hat er sich eindeutig verschlafen, verhüllt in das dicke Gewölke, seine kuschelige Decke, weigert er sich aufzustehen, die Vorhänge zu ziehen und sich zu zeigen. Er leidet unter der Migräne der Götter. Von der werden sie immer wieder heimgesucht, weil sie ja nie sterben können. Sein Haupt, umwölkt von schwarzer Melancholie, dampft im existenziellen Schmerz, den das Universums glaubt, durch stetige Ausdehnung endlich abstreifen zu können. Ja, auch das Universum hat mindestens ein Leiden, denn es weiss nicht, wozu und warum es überhaupt da ist. Des Morgens Lauf macht Ra hinter den Wolken nur dumpfer und stumpfer. Aber dann muss er eben doch einmal aufstehen. Irgendwann muss jeder mal. Und nun strömt es aus ihm, als müsste er sich im Eiltempo erleichtern um so schnell wie möglich wieder ins Kuschelige zu schlüpfen.

Mit gesenktem Mast Richtung Osten flog ich dahin, das heisst, dorthin, wo ich hinwollte. Zu ihrer Wohnung. Die liegt an der Südostspitze der Stadt. Ich hatte mir vorgenommen zu Fuss zu gehen und mir dabei noch einige vorbeugende Gedanken zu machen. Aber nun trieben mich gewaltige Winde, wahrscheinlich Zephir, Boreas, Euros und Notos im Verbund, samt Ausgiessung des heiligen geistigen Wassers, vor sich her. Der Schirm klappte sich mehr auf, als er sollte, und als ich ihn in den Senkel stellen wollte, verbog sich mir das herzige Aluminium-Stängelchen, an dem das Segel hing, das nun auch noch zerriss, und kurzerhand mir aus der Hand auf und davon flog. Ich arbeitete mich – klatschnass – zu einem Warenhausgestade vor, warf dort kurzentschlossen Anker, um mich zu trocknen und ein neues Segel zu erwerben und zu setzen. Nebenbei kaufte ich mir auch noch das neu auf den Markt gekommene süsse Naschzeug mit dem verlockenden Namen «Lotosblüte» und danach war mir sehr seltsam zu Mute. Ich war mir nämlich plötzlich gar nicht mehr sicher, ob

ich sie wirklich bei ihr zu Hause (bei ihr!), besuchen wollte und ob es nicht besser wäre, wieder zu mir nach Hause zu gehen und etwas «Lotosblüte» zu naschen. Ich beschloss, vorläufig mich hier bei den Lotophagen trocken zu legen. Die Lotophagen sind ein gar freundlich' Volk, die niemals irgendwen beleidigen. Sie preisen ihre Waren mit dem frivolsten Lächeln an, das man sich nur denken kann. Und gewiss verlassen schliesslich doch die meisten Besucher, ungern zwar, die Konsuminsel, immer aber reich beladen, mit Paketbergen, die Ärmsten. Je länger sie auf der verführerischen Insel bleiben, um so grösser die Chance, dass sie sich bekaufrauschen. Daher musste ich mich mit Gewalt zu meinem Schiff zurückführen.

Auf meinem weiteren Gang kam ich nun endlich am Stadtrand zu dem grausamen Volke der neureichen Globalmenschen. Diese besitzen eigentlich gar nichts ausser Schulden, sie überlassen lieber alles, was es finanziell zu tun gibt, den Göttern der Finanzwelt. Sie glauben an sie, weil sie in ihrer Schuld stehen, und die Priester dieser Götter, die Bankiers, glauben im Gegenzug auch an sie, weil sie ja die Gläubiger sind und die Schuldner in der Hand haben, haben müssen. «Man muss nur glauben, dass es immer besser geht, dann geht es auch tatsächlich besser.» Das ist der einzige Satz ihrer sehr speziellen, aber auch sehr modernen Religion. Sie haben nicht nur diesen *einen* Satz für ihren Lebenssinn sich zurechtgemacht, sie haben auch nur noch *ein* Auge wie die Seeräuber oder die Zyklopen. Das andere Auge mussten sie beim Reichwerden eintauschen. Klar, dass man dann nur noch einen einseitigen Blick auf die Welt haben kann. Die Ärmsten. Doch alles hat seinen Preis. Diese glanzpapierene Weisheit nehmen sie gelassen zur Kenntnis. Kein Problem, wir haben ja jetzt genügend Cash. Aber sie sind auch anderweitig modern. Ihre Häuser sind es auch und dazu auch hoch, sehr hoch. Mit viel Glas in drehbaren Fenstern. Die lassen sich horizontal klappen, aber auch vertikal drehen. Es muss eben immer vieles möglich sein. Und immer mehr muss möglich sein. Es sollte doch zum Beispiel menschenmöglich sein, die Fenster auch diagonal drehklappen zu können. Aber wenn Phaeton des Helios Sohn in seinem Übermut den Sonnenwagen zu nah an die Erde fährt, so regen sich die mutfreien Nanos im Glas, die heissen, auch modern, «elektrochrome Schichten», und dunkeln das Glas selbstgenügsam ab.

Viele von den Neureichen wohnen auf solchen Glasbergen in den tönernen Höhen, was sie auch in den höchsten Tönen rühmen, rings in rechteckigen und gut voneinander abgedichteten Wohnhöhlen, so dass sich keiner um den andern zu kümmern braucht, denn er wird niemals etwas von dessen Not erfahren. Aber es fehlt ihnen ja an nichts. Sie brauchen auch niemanden. Und sowieso haben sie noch eine Wohnung in mindestens zwei anderen Orten.

Daher bekommen sie das Gefühl keine Gesetze einhalten zu müssen. Sie kümmern sich sowieso nicht um das Gemeinsame, die Polis, um das Wohl einer hiesigen Gemeinschaft, sondern richten sich in einem polyphemen («vielgerühmten») Leben als Globalmensch ein. Denn sie wohnen überall und nirgends und haben in ihrer Einäugigkeit auch die Fähigkeit verloren, die Gefühle der sesshaften Gemeinschaft zu teilen.

In der Stimmung, in der ich mich den zyklischen Wohntürmen näherte, neigte ich zu Übertreibungen, zu einem einseitigen Blick, gar zu Entstellungen, das muss ich, leider, ziemlich freimütig zugeben. Aber wenn ich nicht mehr übertreibe, dann kommen mir die Gefühle abhanden und dann glaube ich mir selber nicht mehr und dann kann ich mich gleich selber vertilgen.

Und zudem, nicht ich allein übertrieb, es war der Glasturm selbst, der nicht bescheiden bleiben wollte, denn als ich hinauf sah zu seinem Ende, so gelang es mir auch nach mehrmaligen Versuchen nicht, die Etagen zu zählen. Die oberen Etagen entzogen sich immer wieder meinem zählenden Auge. Und ich tadelte mich der Kurzsichtigkeit und den Turm der Hochnäsigkeit. Kurz, es sah alles sehr hoch hinausgehend aus. Mega. Vor dem Wohnturm bemühten sich einige Blumen um meine Aufmerksamkeit, es war eine Art Verlegenheitsgärtchen. Die Verlegenheit bestand darin, dass man der lieben und wilden Natur etwas von dem, was man ihr weggenommen hatte, glaubte wieder zurückgeben zu müssen.

Unter den neowilden Naturgestalten fiel mir eine gelb blühende lauchige Blume auf. Ich blieb stehen und zählte ihre Blütenblätter, sechs, und wusste nicht, warum ich das tat. Wahrscheinlich um noch nicht eintreten zu müssen. Ich hoffe, der Goldlauch wird es mir verdanken, dass ich ihn mit meiner Aufmerksamkeit beehre.

Zum Glück kam gerade ein Globalbewohner mit lässigen Jeans, aber auch mit einem wichtigen Kofferchen heraus, so dass ich in den Bau reinschlüpfen

konnte. Die Eingangshalle ist hell erleuchtet und alles ist sehr sauber. Nur ich, ich fühle mich nicht sauber genug. Drin im Etagenlift drücke ich den originell designten Knopf, der mich zum 21. Stock hinaufführen soll. In dieser Umzäunung muss sie hausen, die Wunderlampe, die in meiner Vorstellung immer riesiger wird, während ich immer kleiner werde. Es ist wirklich nicht einfach ein Held zu sein, wenn man absolut kein Talent dazu hat.

Vor ihrer Wohnungstür bleibe ich stehen. Wieso nur wandelt mich die Lust an, dieses geistige Territorium auszukundschaften, von dessen Bewohnerin ich noch nicht weiss, wie sie wirklich geartet ist? Es könnte doch sein, dass ich einer riesigen Täuschung erliege, und sie mir ihre Dankbarkeit nur vorspielt und nur auf boshafte Frevel sinnt. Das Schreckliche ist, dass ich sie mir immer wieder geistig herbeizaubere, sie mir dann natürlich nicht in Realität gegenübersteht, und wenn sie mir real gegenübersteht bzw. liegt wie im Spital, dann danke ich geistig ab, fühle ich mich abgehalfert und in die Stallkoje gestellt.

Eine Angst, die kein konkretes, hierundjetziges Gegenüber hat, lässt einen zu einem sehr kleinen Etwas zusammenschrumpfen und gleichzeitig deckt die Angst alles, was mir vor die Augen kommt, mit dickem Glas ab, so dass ich das Gefühl bekomme, die Welt hätte mich ausgeschlossen: die grau bemalte Türe, das gläserne Guckloch, die metallene Klinke, der braune Türvorleger, die Spitzen meiner Schuhe, die leicht zitternde vorgestreckte Hand, die zum Klingelknopf hinsteuert, als wären das mir absolut unvertraute Dinge, Dinge, denen ich noch nie begegnet bin und die deswegen etwas Bedrohliches an sich haben.

Aber es gibt kein Zurück mehr! Ich habe mich dem Abenteuer und dem Heroismus auf Zeit verschrieben, also vorwärts. Ermanne dich, will ich mir gerade noch einflüstern, und auf den Klingelknopf drücken, da fällt mir auf, dass die Wohnungstüre nur angelehnt ist. Ich gebe ihr einen kleinen Schubs und wage es tatsächlich einzutreten, nicht ohne zuvor ein halblautes «Hallo» und ein noch jämmerlicheres «Ist Niemand da?» vorzuschicken. Aber niemand antwortet und nach wenigen Schritten und kurzen Blicken in die Zimmer mit hochmodernen Möbeln und auf den Möbeln stehenden seltsamen Dingen, wahrscheinlich Kunst, fühle ich mich als ratloser Eindringling in einer fremden Wohnung ertappt. Was tun? Wieder hinausgehen und vor der

Wohnungstüre warten oder gar unten vor der Eingangstüre des Hauses? Hinaus auf jeden Fall! Aber bevor ich ihre Höhle verlasse, will doch noch einen vertieften Blick auf ihren Haushalt werfen. Es macht ganz den Anschein, als sei sie dabei zu kochen.

Es standen etliche Pfannen, sorgsam abgedeckt, auf dem Herd, daneben ein Holzbrett mit einigen Zweigen Basilikum. Im grössten Topf blaterte Wasser vor sich hin. In einem schönen, mit blauen Blumen verzierten Töpfchen wartet geriebener Parmesan auf seine abendliche Vollendung, una cenetta. Da drängte es mich, so schnell wie möglich hinauszugehen und die einundzwanzig Stockwerke wieder hinabzufahren, jedoch zuvor noch etwas von dem Käse zu naschen. Leider war der Lift besetzt. Notfalls könntest du ja die Treppe nehmen. Ja schon, aber einundzwanzig Stockwerke hinuntersteigen. Puh! Aber es war sowieso schon zu spät, denn der Lift hielt nun genau im 21. Stockwerk. Und ihm entstieg, wie das Küken aus dem Ei, Lucia Meraviglia. Sie trug einen Korb voll von irgendwelchen geheimnisvollen Sachen im Arm und begrüßte mich sehr herzlich, ja geradezu überschwänglich. Dabei zuckte sie mit einem Auge nervös auf und zu – möglicherweise eine Folge des Sturzes, – so dass das andere umso mehr in mich drang. Und wenn ich nicht sehr aufgepasst hätte, dann hätte sie mich wahrscheinlich mit ihren kräftigen Armen umarmt und an ihren saftigen Busen gedrückt und mit der Gier selbst nur eines einzigen Auges als ihren Helden erkannt. Ich wollte mich noch damit erwehren, dass ich mit einem ebensolchem feurigen Blick, als wäre er eine in der Glut (Was für eine Glut?) gehärtete Speerspitze ihr entgegnete, war aber dermassen eingeschüchtert, dass ich mich, es ging leider nur geistig, in die hinterste dunkelste Ecke verzog, die ich in mir fand, und wäre nun allzu gern ein Niemand geworden.

Mit fröhlicher, aber auch etwas leicht bedrohlicher Stimme fragte sie mich, wie es mir gehe. Ach, hätte ich am liebsten gesagt, ich bin der sicher auch dir bekannte Mann, der von der Zerstörung seiner selbst zurückkommt und auf einer ewigen Heimfahrt umherirrt. Und daher nahe ich deinen Knien und flehe dich um Schutz und eine Gabe an. Ja, scheue die Götter, liebe Frau, und erhöere mich! Denn Gott beschirmt die Schutzfliehenden und rächt ihre Misshandlung! Natürlich äußerte ich nichts davon. Das kam ja schon einmal in der Literatur vor und hat dort auch nicht viel genützt, das reicht.

Dagegen berichtete ich ganz schnöde, dass ich den Weg zu ihr zu Fuss gekommen sei und deshalb mit dem Sturm habe Bekanntschaft schliessen müssen, aber nun schon wieder ganz trocken hinter den Ohren sei. Mit diesem ganz auf Tatsachen beruhenden Sätzchen beruhigte ich mich und auch die schreckliche Fortsetzung der Handlung mit dem Einäugigen zog sich in die allerhintersten Winkel meines Gedächtnisses zurück.

Vielmehr bemerkte ich nun, dass – wenn auch wahrscheinlich künstlich erzeugt – eine schöne Locke ihre Stirn zierte. Und das hat sie ja möglicherweise für mich gemacht. Ja, tatsächlich, von der Seite gesehen sah sie wirklich aus wie eine schöngelockte Göttin. Etwas dicklich zwar, aber doch schöngelockt. Und sie hantierte geschickt und flink mit ihren Kochtöpfen, als wäre sie die kluge Zaubrerin Kirke. Und ja, welch schöner Gesang entströmt dabei dem Munde meiner hehren melodischen Göttin, der mich ihre beträchtliche Körperfülle, die sie dazu noch geschickt in flatternde Tücher gehüllt hatte, vergessen liess. Und dann, ich war wie geblendet, zeigte sie mir in dem Zimmer, das ich noch nicht betreten hatte, weil es verschlossen war, einen Webstuhl, auf dem sie, ja ich möchte beinahe sagen, einen Teppich webte, fein und lieblich und glänzend, wie eben Göttinnen eigen ist. Hatten wir nicht davon geredet zusammen einen Teppich zu knüpfen? Ich hatte das natürlich nicht wörtlich gemeint, und ich dachte, sie auch nicht, und nun gibt es tatsächlich einen Teppich, auch wenn die Knüpfarbeit noch ganz am Anfang steht. Es war noch überhaupt nicht klar, welches Muster oder gar welches Bild einmal entstehen würde. Lucia setzte sich vor das riesige hölzerne Ungetüm, das das kleine Zimmer sozusagen ganz ausfüllte, und knüpfte mit hurtigen Fingern einige Fäden, um mir ihre Kunst am grossen Gewebe zu zeigen. Und dabei sang sie wieder mit ihrer verzaubernden Stimme eine reizende Melodie, etwas Englisches, bei dem ich nur «My Dear» verstand. Da kam es nun wirklich beinahe dazu, dass ich vor lauter schwachen Knien ihr vor die Füsse gefallen wäre. Doch dann brach sie plötzlich ab und sprach: «Dann lasst uns doch nun zusammen essen».

Es war, das zuzugeben fällt mir als Hungerkünstler etwas schwer, ein köstliches Gericht, mit scharfen roten Peperoncini, wohl aber auch mit Sahne verfeinert, um der Schärfe etwas von ihrer Bissigkeit zu nehmen. Und was hatte sie wohl sonst noch für betörende Säfte hineingemischt? Dazu gab es sämigen Risotto, ein herrliches Mus, mit dem Geschmack von trockenem Weisswein

vervollkommnet, in Öl gebackene und mit Knoblauch beschmierte Zucchini und Rotwein aus Bolgheri in der Toscana. Ich tadelte mich nur schwach für meine fast schon schweinische Gefrässigkeit, als ich mich für eine zweite Portion meldete. Dass mir das schon einmal passiert wäre, kann ich mich nicht erinnern. Ja gut, in der sehr entfernten Vergangenheit als Kindergartenkind, als ich noch ein kleines Dickerchen war. Da verschmähte ich allerdings alles Scharfe und sonst Undefinierbares wie Knoblauch, Gemüse jeder Art und auch keine Salate, vielmehr strebte ich dazumal eine Ernährung an, die aus lauter Entsagung bestand, ausser Schokolade, Eiscrème und Teigwaren natürlich.

Sie bemerkte freilich, dass sie mich mit ihren Kochkünsten verzaubert hatte, und trat nun, nachdem alles Geschirr hinausgetragen war, zu mir hin und berührte mich von hinten – ich sass ganz in den Stuhl versunken da – auf der Schulter und sagte, ob wir nicht zu der bequemeren Sitzgelegenheit – sie zeigte auf ein ausladendes weisses Sofa – wechseln wollten. Da zuckte ich zusammen und wollte sofort mein Schwert von der Hüfte reissen und auf die Zaubrerin losspringen und sie zu erwürgen drohen und noch «me too» schreien, aber sie kam mir zuvor und sagte so ungefähr, ich kann mich nicht mehr an alles genau erinnern, mein lieber Michele, du hast ein schwer bezwingbares Herz, aber du brauchst keine Angst zu haben, denn ich will dich nicht entwaffnen und dich deiner Stärke berauben, ich weiss wohl, dass du viel Leid hast erfahren müssen, ich freue mich vielmehr, dass du zu mir gekommen und bereit bist mir Gesellschaft zu leisten. Vielleicht sagte sie gar nichts dergleichen, und ich bilde mir das alles nur ein, sondern ganz andere Worte, aber einladende natürlich sehr wohl. Möglicherweise hätten wir dann ihr köstlich bereitetes Lager bestiegen und zusammengewoben, was zusammengehört.

Im Reich der Toten

Ach, nichts von alledem fand statt. Ich liege auf meinem eigenen Lager und träume in schummrigen Lampenschein von meinem wunderbaren Licht. Aber dem Homer sei Dank, dass er mich wenigstens zu einer phantastischen Reise verführt hat.

Wer aber, oder von mir aus was, führt oder verführt mich auf den wirklichen Weg, den ich doch unternehmen müsste, den Weg zu ihr? Bis jetzt war es so,

als würde mich eine unbekannte Kraft mit aller Macht daran hindern wollen. Wer ist diese geheime Macht? Vielleicht doch Homer, weil ich mich so schamlos bei ihm bedient habe. Oder gar der mächtige Poseidon, weil ich mich, wenigstens zeitweise, in seinen listigen Feind anverwandelt habe, und er mich nun zur Strafe in meiner eigenen Tunke schwadern lässt. Aber ich ermanne mich und denke, dass ich doch – wie eigentlich fast jedermann, im Prinzip – ein freier Mensch sei und mich nicht von fiktiven Göttern abhängig machen wolle und daher beschloss ich, mit dem geringen Mut des Kleinhelden, der ich ja eigentlich nicht sein will, aber bin, schliesslich doch aufzustehen und wenigstens einmal die Gegend rund um ihre Matte zu erkunden.

Ich setzte daher, nachdem sich der Sturm gelegt hatte, mein Segel und fuhr, diesmal mit meinem cremefarbenen Mercedes, über Lachen und Pfützen wiederum gegen Süden, vorbei zum Beispiel an einem Wahlplakat, worauf ein sehr grosser, ja ordentlicher Apfel abgebildet war, an dem sich mindestens vier Würmer gleichzeitig gütlich taten. Die Würmer waren schon ziemlich weit in den Apfel vorgedrungen. Dem Apfel schien das aber nichts auszumachen, denn er glänzte prächtig weiter und war auch mit einem Schweizerkreuz versehen, das aussah wie ein sauberes Preisschild ohne Preis. Das Schweizerkreuz hatte aufgrund der Wurmaktivitäten absolut keinen Schaden genommen. Es strahlt so rein, wie es schon immer strahlte, seit es die Schweiz gibt. Und es gibt sie ja bekanntlich schon seit Ewigkeiten. Der Apfel sah aus, als wäre er erst kürzlich gepflückt, poliert und zum Verkauf hingestellt worden. Daneben war die rhetorische Frage zu lesen, ob die Linke und die Netten die Schweiz zerstören sollen. Oh, Gott bewahre uns vor der endgültigen Verfaulung.

Die Netten und Linken haben sich allerdings schon ziemlich tief in den Apfel eingebohrert, so dass dessen Verfaulung kaum mehr abgewendet werden kann, selbst dann nicht, wenn die Plakatauftraggeber sich dazu entschliessen die Würmer einzeln herauszuziehen (Igitt!) und...ja, was denn?...drauftreten und vernichten, wahrscheinlich. Kurz, eigentlich ist die Schweiz schon längst verfault und vermodert, also nicht mehr zu retten, eigentlich inexistent, jedenfalls enorm verunreinigt. Aber die Schweizer-Volks-Portionen, oder wie immer sie denn heissen mögen, halten trotzdem an der Überzeugung und dem Angebot fest, die Schweiz könne gerettet werden, und zwar nur von ihnen.

Aber als ich mich schon sehr nahe Lucias Behausung wähnte, da machte sich wieder diese mich zurückhaltende Kraft bemerkbar. Ich stoppte unvermittelt mein cremiges Gefährt und sah, dass ich direkt vor einem der Friedhöfe der Stadt gelandet war. Ich beschloss auszusteigen und etwas durch den Gräberhain zu spazieren. Das war erstaunlicherweise schon der zweite Beschluss in relativ kurzer Zeit. Ich trat in die Totenhalde ein. Es könnte ja sein, dass ich bei einem Gang zwischen den Toten noch zu weiteren sogenannten sinnvollen Beschlüssen käme.

Es war ein wahrhaft ordentlicher Friedhof. Die Toten schwiegen, ich schwieg. Nur meine knirschenden Schritte auf den bekiesten Pfaden zwischen den Gräbern erinnerten an das immerwährende vorwärtsgehende Leben der Menschen mit der unvermeidlichen Tendenz zum immer mehr Chaos. Jeder Tote hatte seinen genau abgegrenzten Bezirk von exakt gleicher Grösse bekommen, denn im Tod sind wir ja alle gleich. Dachte ich. Später entdeckte ich grössere Grabmale, ja begehbare Grabstätten, mit den eingemeisselten Namen von bedeutenderen und zahlungskräftigeren Bürgern der Stadt. Sie hoffen auch im Totenreich bedeutsamer als andere zu sein. Ich glaube nicht, dass ihnen das gelingen wird. Die linken und netten Würmer machen da keinen Unterschied. Aber versuchen können sie's ja trotzdem. Man müsste mit den Toten sprechen können, um von ihnen so einiges über das Totsein zu erfahren. Ich hätte auch noch gern mit meinem Vater einiges gerne verhandelt. Wie er sein Dasein als Mitglied im Verein der Ewigen verbringt, interessierte mich allerdings weniger. Viel lieber würde ich ihn fragen, wieso er mich und meine Mutter im Stich gelassen hat und dann, ohne irgendwem vorher was zu sagen, in irgendeinem fernen Hippieschrein in Südindien einfach zu sterben.

Ja, plötzlich stand ich vor seinem Grab. Das war natürlich kein Zufall. Das war geheime Führung und Fügung. Schicksal. Wie das eben bei literarischen Kleinhelden der Fall ist. Ich erschrak etwas und langte unwillkürlich in die linke Hosentasche und zog den Zettel heraus. Merkwürdigerweise hoffte ich, es würde «Er kommt.» draufstehen. Aber es stand natürlich die abgerissene Zeile «Die Leere und das gezeichnete Ich» drauf. Ja, ja, weiss ich ja schon, kenn ich schon. «Meine Leere» und «meine Male» auf «meinem Ich». Ich schob den Zettel wieder in die Tasche und schaute mich um. Vom Gräberfeld der vor 1990 Verstorbenen her näherte sich ein Mann. Was ich schon von weitem

sah, er trug eine Sonnenbrille, obwohl doch gar keine Sonne zu sehen war. Plötzlich blieb der Mann stehen, warf einen Blick auf den nächststehenden Grabstein, dann spukte er auf das Grab und ging weiter. Der weiss nicht, wohin er gehört bzw. welches Grab er ansteuern soll. Oder vielleicht ist er vor dem Grab seines ehemaligen Intimfeinds gestanden und hat ihn, symbolisch gesehen, bespuckt. Sein Schritt ist unsicher, beinahe, wie wenn er blind wäre. Bartträger, weiss, mit Dreiviertelglatze. Fehlt nur der weisse Stock, dann hielte ich ihn für Teiresias. Den Vielwissenden könnte ich jetzt gebrauchen. Aber der Mann schlägt einen Haken und verschwindet hinter einer Lebensbaumhecke. Ich beuge mich zum Grab meines Vaters hinunter und entferne Unkraut. Dabei besorge ich mir unvorsichtigerweise, aber sachlogisch zwingend schwarze Ränder unter den Fingernägeln. Missmutig entfernte ich mich vom Vater. Er sagt nichts, früher nichts und auch jetzt nichts, dann habe ich auch nichts mehr zu sagen. So kindisch wie jetzt bin ich leider immer wieder. Einen Moment lang wusste ich nicht, wo ich war bzw. wie ich wieder zum Ausgang gelangen konnte. Die Gräberfelder sehen ja mehr oder weniger alle gleich aus. Gut, es gab eine gewisse begrenzte Variation bei den Grabsteinen und dem Grabschmuck. Gelbe Blumen, blaue Blumen, rote Blumen. Beige Steine, graue Steine, weisse Steine. Ab und zu ein roter Porphyrt, ein grüner Marmor, ein schwarzer Granit. Der Gang auf den Wegen zwischen den Gräbern erinnerte mich an das Marschieren in den Krankenhausgängen. Ich verliess die Gräber und strebte eine zentrale Stelle umgeben von hohen Tujabäumen an, oder waren es Zypressen, die kann ich nie unterscheiden. Sehen aus wie riesige grüne Flammen. Da drin muss das Orakel hausen. Mitten unter den grünen Flammen stand ein Bank. Drauf sitzt Teiresias. Er ist gerade dabei aus einem Flachmann sich etwas Geistlichkeit zuzufügen. Ich setze mich zu ihm. Er bietet mir sofort auch Geistliches aus seinem Flachmann an. Ich nehme einen Schluck. Ein wirklich scharfes Elixier. Denn schon kurze Zeit später, kann ich nichts anderes mehr denken, als dass er der wirkliche Teiresias wäre. Der aber sprach, natürlich ohne die Sonnenbrille abzulegen: «Grosse Gefahren harren noch dein, o du Fahrer auf den Wellen der Litterae. Aber es zürnt dir Poseidon, der Wogenschütterer, da du dich so abschätzig über seinen Sohn Polyphem geäussert hast und ihn so schnöde als literarisches Versatzstück benutzt hast. Hüte dich darum, dir noch andere Götter zum Feind zu machen!» Ich bin

verwirrt. Denn welche anderen Götter könnten gemeint sein? Das muss ich unbedingt herausfinden. Mich wandelte das lebensstolle Gelüst an, lebendigen Leibes ins Totenreich einzudringen. Das war – in dem Zustand, in dem ich mich befand – viel leichter als ich gedacht hatte. Die Augen hatte ich ja schon geschlossen, also war es dunkel. Da vernahm ich alsbald auch ein Rauschen. Es könnte dein eigenes Blut sein! Den Gedanken verwarf ich sogleich, denn er war störend. Vielmehr ist das doch das Wasser der Flüsse Acheron, Lethe, Phlegethon, Kokytos und Styx zusammen, das ich hörte und von ihrem Plätschern liess ich mich ins Innere geleiten. Dann breitete sich vor mir eine wundersame Wiese mit echtem Johanniskraut aus. Und dann war ich urplötzlich im Totenreich. Das merkte ich daran, dass ich plötzlich den bedauernswerten Tantalos erblickte, der ewig hungernd und dürstend in einem Teich klarsten Quellwassers unter früchteschweren Bäumen, Granaten, Oliven, Birnen, Feigen und Äpfeln, stehen muss und den Speise wie Trank jedesmal fliehen, sobald der Gequälte nach ihnen greift oder er sich zum Schlürfen niederbeugt. Ich fand, er gliche doch auffällig meinem Vater, obwohl das nicht sein konnte, denn ich kannte ihn ja nur gerade zwei Jahre, und das kann man ja nicht «kennen» nennen. Aber dann erschrak ich, denn, wenn er nicht meinem Vater glich, dann gleicht er ja mir. Aber ich konnte das nicht weiter analysieren, denn schon sah ich den Sisyphos, den Ärmsten, der dazu verurteilt ist, einen schweren Marmorblock auf eine steile Berghöhe zu wälzen, um ihn knapp vor dem Ziel wieder in die Tiefe stürzen zu sehen, und die mühevoll schweisstreibende Arbeit keuchend aufs neue und so in alle Ewigkeit fort beginnen zu müssen. Schrecklich. Das kann man sich ja nicht lange anschauen. Aber ich schaute trotzdem dem Sisyphos ins Gesicht und fand schon wieder, er gliche meinem Vater, also mir. Grauensvoll. Aber auch interessant. Und sicher sehr bedeutsam. Aber inwiefern? Aber ich hatte gar keine Zeit für eine Psychoanalyse, denn nun erschaute ich den göttlichen Helden Herakles. Dem sah ich jetzt ganz genau ins Gesicht, um zu sehen, ob er mir glich. Der glich nun absolut nicht mir, viel eher meinem Jugendfeind Müller, der meinte, alle Mädchen gehörten ihm und er könne auf jeden Fall besser als ich Fussball spielen. Herakles stand, vom Rund der aufgescheuchten, wie Vögel kreischenden Geister umflattert, so finster und ernst wie die Nacht und hielt den Bogen gespannt und den Pfeil zum Abschnellen bereit auf der Sehne. Ich

warf einen Blick auf den Pfeil, und fand, dass er einen Sprung, einen Riss ähnlich wie der in meiner Decke habe. Ich wollte gerade Herakles darauf aufmerksam machen, als sich plötzlich unzählige Geisterscharen mit solch grauenvollem Getös und Gestöhn nahten.

Hinter mir krächzt es ganz grässlich. Ich drehe mich um und sehe ganz in der Nähe auf einem Tujaast einen schwarzen Raben, der neugierig zu mir hinübersieht, als wollte er fragen: Wer bist du und was willst du und wohin geht die Reise? Aber als ich mich zurückdrehe, um noch mehr vom Vielwissenden zu hören, ist die Bank leer, Teiresias verschwunden, und ich wieder nüchtern.

Die Sirenen: Frauen sind des Helden Gefahr

Im wolkenlosen Blau der Lüfte durcheilte Apollon, der Gott des Lichts, der Heilung, der sittlichen Reinheit und natürlich auch der Künste mit seinen neun Musen, im leuchtenden Sonnenwagen, gezogen von vier Rössern, das Himmelsgewölbe. Er blendete mich. Ich schaute daher nur auf den Boden zu meinen Füßen hinab, die mich – so hoffte ich – wie ein Esel, der den Weg nach Hause kennt, schon an den richtigen Ort bringen würden. Denn ich hatte mich wieder einmal zu Fuss aufgemacht, um endlich zu ihr, zu Lucia, ins Licht zu kommen. Aus der Ferne, schon lange bevor ich auch nur der Nähe ihrer Wohnung war, hatte ich ihren verführerischen süßen Gesang, ein silbernes Hallen, vernommen. Ich war sofort stehengeblieben und hatte um mich geschaut, war erstaunt, dass und warum denn nicht alle Menschen stehenblieben, weil sie es doch auch hören und entrückt sein müssten. Aber niemand ausser mir blieb stehen und horchte; die Leute strömten an mir vorüber, als wären sie der eilige Fluss des rastlosen Geschäftens und ich ein störender Felsen im Strom, dem sie auszuweichen hatten. Aber mich drängte es nur umso mehr, so schnell wie nur möglich zu ihr zu gelangen. Denn ich glaubte, sie sänge die süßen Worte: «Komm, oh du von mir viel Besungener, wenn auch nicht mit Ruhm bekleckert.» Und ich stellte mir vor, wie sie nackt

auf einer blühenden Wiese auf mich wartete und verlangend die Arme nach mir ausstreckte und dabei mit solch Süsse verheissender Stimme sänge, dass mir wohlige Schauer durchs Mark liefen und ich nicht mehr Herr meiner Sinne wäre, und froh war mich auf eine in der Nähe stehende Bank setzen zu können. Aber alles wurde noch viel schlimmer. Mein Blick fiel, ich muss wohl auf dem Marktplatz gelandet sein, auf einen Berg von Schädeln, die um zwei Frauen aufgehäuft waren, die eine sah aus wie Lucia und bei der anderen muss es sich wohl um ihre Schwester gehandelt haben. Ich war entsetzt, aber auch nicht erstaunt, als ein Hauch von Verwesung mir in die Nase stieg. Der stammte jedoch, das Reale hatte sich doch noch nicht ganz aus mir verabschiedet, vom schlechten Atem einer Hündin, die eine Drogensüchtige mit sich führte. Die hatte ausgerechnet neben mir Platz genommen. Das Reale kann beruhigen oder auch nicht, und es kann einen auch ekeln. Ich wollte sofort aufstehen und das Weite suchen, aber schon wieder fühlte ich mich so, als wäre ich gefesselt und könnte mich nicht bewegen, diesmal an die Bank, und es hätte gerade einer die Fesseln nur noch stärker zugezogen, damit ich ja nicht davonlaufe, zu Lucia hinüber. Allerdings sah ich sie nicht mehr hinter dem Schädelberg und nun wurde auch der zauberhafte Gesang leiser und leiser, und je leiser er wurde, um so ruhiger wurde auch mein Blut, und als der Gesang verhallt war, verstand ich mein Verlangen nicht mehr. Es war, als hätte ich Wachs in den Ohren gehabt und nur in mich hineingehorcht, denn jetzt stellte ich auch fest, dass es sich nicht um Schädel, sondern um grüne und orangefarbige Kürbisse handelte, die gekonnt zu einer Pyramide aufgeschichtet waren.

Dass der Teer auf Gehwegen völlig mit weissen Flecken übersät ist, ist mir früher nie aufgefallen. Ich mummelte mich mit dem Satz ein «Die Unterwelt der Städte besteht faktisch aus schwarzem Teer und plattgedrückten Kaugummis drauf», aber dann begann unvermittelt und auch nicht erwünscht eine längere Seelenbefragung. Im Rahmen dieser Befragung, sagte ich mir, dass Frauen zwar eine Gefahr für den Helden seien, ich ja aber kein Held sei oder vielmehr keiner sein will, das habe ich ja schon mit mir geklärt, also seien die Frauen für mich keine Gefahr. Kein Held = keine Heldentat = eine Frau = keine Gefahr. So allein von der formalen Logik ruhiggestellt, fühlte ich mich schon lange nicht mehr. Die Hinterhalte des Absurden und Paradoxen lagen in weiter Ferne. Insofern ist meine Frauenfrage erledigt. Ich griff kurz in die linke

Jackentasche, in die ich Monsieur Plumèr hineingestopft hatte, denn ich will ihn nämlich bei Gelegenheit entsorgen. Trotz dieser hundsgemeinen Absicht berührte ich ihn kurz und fragte ihn, was er von dieser meiner Conclusio halte. Nicht jede logische Umkehrung, gibt Monsieur Plumèr zur Antwort, nicht jede logische Negation muss ja, nur weil sie auf Anhieb richtig erscheint, auch wirklich stimmen. Nehmen wir den folgenden Satz: Immer dann, wenn es regnet, wird die Strasse nass. Zutreffend oder? Die Negation würde lauten: Immer dann, wenn es nicht regnet, wird die Strasse nicht nass. Scheint auch zuzutreffen oder? Stimmt aber nicht, denn es trifft ja auch der Satz zu: Wenn es nicht regnet, kann die Strasse nass werden, weil, zum Beispiel, ein Schwemmauto sie nass gemacht hat? Na, siehst du! Jedenfalls empfindest du doch nach wie vor, dass Frauen für dich eine Gefahr darstellen, auch wenn du kein Held sein willst, oder etwa nicht?

Dieser Monsieur Plumèr macht mich noch wahnsinnig. Dass er mich bei seinen Antworten duzt, während ich mich dauernd bemühen muss, ihn zu siezen, ist ein Frechheit, die länger zu ertragen ich nicht mehr auf mich nehmen will. Ich werde ihn auf jeden Fall abschaffen. Er darf es einfach nicht merken, wenn ich ihn zur Schlachtbank führe.

Was sich im Innern von Monsieur Plumèr, meiner selbstgemachte Kinderpuppe, verbirgt, ist mir nach wie vor ein Rätsel. Monsieur Plumèrs Gesicht ist schlicht: auf einem beige-grauen Strumpfgrund sind zwei braune Hosenknöpfe als Augen draufgenäht, ein mit dunkelblauem Faden aufgestickter Mund. Nase und Ohren kommen nicht vor, dafür säumen dunkle Brauen seine Knopfaugen. Seine Beine und Arme, diese sind um einiges länger als sein Rumpf; sie fühlen sich weich an. Einzig zwischen Bauch- und Herzgegend gibt es eine härtere Stelle. Die habe ich immer wieder geknetet und zusammengedrückt ohne dadurch herauszufinden, was sich darin verbirgt. Aber ich muss zugeben, Monsieur Plumèr ist einfach unschlagbar, immer überlegt er noch etwas länger als üblich und nötig und schon fühle ich mich wieder in Frage gestellt.

Warum sind Frauen eine Gefahr für dich? Sie lenken ab. Sie sind die grossen Ablenkerinnen, die Zerstreuerinnen. Sie machen dir grosse Augen und in deine Augen streuen sie dir Sand. Sie umhüllen dich in den Nebel des Eros, bitten dich an den Tisch ihrer Kochkünste und ermuntern dich zum Naschen ohne

Ende. Sie verwöhnen dich, bis du selber nur noch verwöhnt werden willst. «Verwöhnen» kommt von «wohnen» wie «verhöhnen» von «Hohn». Sie wollen, dass du bei ihnen in der Wohnung bleibst, die Stürme des Schicksals und die Kämpfe da draussen, die dich zum Mann machen würden, verschläfst. Nicht Bewährung in der Gefahr, sondern Verwahrung in den weichen weissen Laken ist ihr Ziel.

Aber ich will doch gar nicht ein Held sein, und draussen im Wald, allein mit Pferd und Schwert auf meine nächste Aventure brennen. Das ist doch alles Geschwafel aus heroischen Zeiten, wo man auch noch die süsse Lust pflegte, für das Vaterland zu sterben. Dulce est pro patria mori. Kümmerlicher Rest meiner Lateinkenntnisse. Die Lust für das Vaterland oder für eine andere Sache zu sterben hat im Masse abgenommen, wie die Buchungen für Abenteuerferien, Atlantiküberquerungen, Wüstendurchquerungen, Kletterhöchstleistungen, Riverrafting und Bungeejumping zugenommen hat. Niemand will vorzeitig sterben, aber etwas am Tod schnüffeln erhöht das Selbstwertgefühl und das Prestige bei den lieben Mitmenschen. Auch das unblutige Töten und das fiktive Sterben als Spiel in elektronischen Geräten erfreut sich grosser Beliebtheit. Gefahr- und schuldloses Töten ist Teil des wohligen Lebens geworden. Ich will leben und zwar intensiv, aber auch wohlilig und bitte zu anständigen Preisen.

Es gibt da einfach dieses kleine Problemchen, das sich bei näherem Hinsehen als der riesige unterirdische Eisblock herausstellt, in den jedes Verwöhnungsleben, das ist die Fixierung auf Wohlstand und Konsum, früher oder später hineinschrammt: Sinnentleerung. Weil das Konsumieren keinen Sinn, höchstens kurzfristige Befriedigung ergibt und also mit endloser Verwöhnung durch Konsum das Sinnloch nur grösser wird und schliesslich nicht mehr gestopft werden kann, so wächst langsam, beinahe nebenher auch der Wunsch, ja der Traum, in der Hingabe an die eine "großen Sache" endlich ein sinnvolles Leben führen zu können.

Für eine grosse Sache kämpfen, anstatt eine grosse Sache kaufen. Es muss eine Hingabe an einen Kampf sein, einen intensiven Kampf, einen zielgerichteten Kampf. Im Kampf bin ich ein Kämpfer, der nichts anderes mehr ist als Kämpfer. Dem Kämpfer reicht der Kampf. Er genügt sich darin selbst. Vorläufig. Denn er muss siegen. Nur wenn er gesiegt hat, braucht er kein

anderer als ein Kämpfer zu sein. Als Sieger in einem Kampf muss er sich nicht auf andere, nicht kämpferische Weise Selbstachtung und Anerkennung holt. «Ich will ein Pfeil sein.» Habe ich doch einmal gewollt. Siehe Leben in Kapitel Eins. Ein Pfeil, der trifft. Ich war doch auf der Suche nach dem einem solchermassen treffenden Leben. Aber es hat nicht einmal ein Kampf stattgefunden. Ein Kampf bei der Durchführung eines Auftrags, meines Auftrags. Er kam nicht und die Aussicht auf einen Kampf hat sich verpufft.

Was hat bei männlichen Anwandlungen auf ein Leben im Kampf die verführerische Frau zu suchen? Nichts. Na gut, sie kann ja auch mitmachen und Kämpferin werden. Vielleicht will sie ja auch nicht bloß zu Hause Teppiche knüpfen. Müsste ich Lucia fragen. Aber ich wollte ja *meinen* Auftrag gar nicht teilen. Es sollte mein Auftrag, mein Geheimnis sein.

Qu'est-ce que vous y pensez, Monsieur Plumèr?

Wie auch immer, die Frau bedeutet eine Gefahr für dich. Tatsächlich. Denn du hast Angst vor ihr. Und in deinen wahnhaften Angstträumen phantasierst du dir die Erzählung zusammen, sie wolle dir dein Leben wegnehmen, allein mit ihrem Dasein, mit ihrer Wünschen an dich, dir eine sinnvolle Existenz verunmöglichen. Schon möglich. Aber die Sinnentleerung bleibt. Denn es könnte ja sein, dass die Frau im Mann ebenso einen Verhinderer ihrer Lebensverwirklichung sieht. Bei diesem Gedanken musste ich das erste Mal den Blick von meinen Füßen abwenden. Und da wusste ich nicht mehr, wo ich mich befand. Sagte nicht Lucia etwas davon, dass der direkte Weg nicht immer der sinnvollste sei.

Aber Monsieur Plumèr meldete sich nochmal: Das ist dein Dilemma, deine Skylla und Charybdis. Die Skylla ist die Frau, vor der du dich fürchtest, weil du meinst, sie würde dich mit ihren dolchspitzen Zähnen zermalmen, sprich, dir deine Selbstbestimmung nehmen, und das schlürfende Maul der Charybdis ist der beziehungslose Zustand, der dich in den Abgrund der Sinnlosigkeit reisst. Aber Mut, mein Freund, suche die Mitte, denn du wirst noch ganz andere Gefahren meistern müssen.

Halt den Mund, Plumèr! Oh, excusez-moi, Monsieur Plumèr, aber könnten Sie nicht wenigstens für einen Augenblick mich mit ungünstigen Zukunftsaussichten verschonen.

Das verzauberte Schloss

Aber ich wusste tatsächlich nicht mehr, wo ich mich befand. Wahrscheinlich auf dem falschen Pfad. Es könnte allerdings sein, die plattgedrückten Kaugummis sind meine weissen Kieselsteine, wie bei Hänsel und Gretel, die mir den Weg nach Hause zeigen. Ich ging weiter so fast eine Stunde und konnte in der Hinwendung zu den Kaugummis auf dem Teer nie aus meinem Sinnen herausfinden. Es ist durchaus möglich, dass ich die ganze Stadt umkurvt hatte, aber immer noch das Gefühl nicht losgeworden war, ich befände mich nicht auf dem richtigen Weg. Und dann musste ich ja auch noch achtgeben, keine anderen Götter zu beleidigen. Es ist vielleicht besser, ich meide vorläufig das homerische Territorium.

Es war ein bisschen so, als würde ich in einem tiefen dunklen Wald dahinreiten und niemandem begegnen, obwohl mich doch durchaus immer wieder andere Menschen passierten, die ich aber wie Bäume im Wald einfach umkurvte. So wurde es allmählich Abend und es begann einzunachten. Das Wetter war nun überaus mild und ganz nach meinem Herzen. Ich schritt beherzt und freudig, ja geradezu so, als wäre ich ein edler Ritter auf einem Pferd, der im Abendlichte auf ein Schloss zu ritte.

Da erblickte ich plötzlich einen mir bis anhin unbekanntem Turm und tatsächlich ein schönes, aber ebenso zuvor unentdecktes Schloss. Allerdings wird ja in der Stadt neuerdings gebaut, was das Zeug hält, und das vor allem in die Höhe. Da kann es schon passieren, dass ich ein erst neuerdings errichtetes Gebäude, und zumal ein Schloss, noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Der Turm, es war wohl einer dieser neuen Wohntürme für die sich stark vermehrende Klasse der sehr modernen Stadtbewohner, die durch ihr Turmleben dieses unverzichtbar kolossale Urbangefühl bekommen, der Turm also befand sich etwas weiter weg gegen einen der Hügel, die die Stadt bekränzen. Das Schloss aber war nicht ganz so modern, wie es sein sollte. Es erinnerte ein bisschen an ein leicht vergammeltes Zauberschloss, und ein bisschen auch wie ein Bleibe für die, die im Herbst, bei drohender Winterkälte, noch kein Haus haben und sich auch keines mehr bauen können und wahrscheinlich auch allein sind und es lange bleiben werden.

Ich ritt durch das Haupttor ein und rief «Dies ist es!».

Was? Wieso denn das? Du tust ja so, als wäre dir ein schönes Schloss schon lange angekündigt worden, bzw. als wärest du schon einmal drin gewesen.

Ach, Monsieur Plumèr, müssen Sie denn immer die allerschönsten Illusionen mit ihren Fragen und Einwänden zerstören? Ich gebe ja zu, es ist mir nicht angekündigt worden. Aber trotzdem will ich jetzt das Gefühl haben, endlich angekommen zu sein, und zwar in einem zuvor noch nie gekannten Schloss, das als geheime Phantasie schon immer in mir hauste.

Ich trat durch die Tür hinein, denn die Türe war unverschlossen, aber keine Menschenseele fand ich darin. Ich konnte noch ein Stück weiterreiten, stieg dann jedoch ab, sah aber weder Ritter noch Diener, die ich hätte fragen können, wer denn hier wohne. Ich betrachtete den Saal, der allerdings sehr klein war, legte meinen Schild ab, schaute nach der rechten Seite und sah die Türe zu einem offenen Gemach an der Rückseite des Minisaales. In einem Glasschrank stand ein blumig bemalter großer Teller und auf dem Tisch eine Tasse, in der noch kalter Kaffee seiner Bestimmung harnte. Der Boden im Schlafraum hat Löcher im Holz. Guten Abend, begrüße ich eine Maus. Eine beige Hose voller Blutflecken in der Schossgegend liegt auch da. Gäbe ein gutes Nest für den Mäusenachwuchs.

Die Tischplatte in der Mitte des Raumes hat sich zu lustigen kleinen Hügeln, eine Cross Strecke für Käfer, gewellt. Hier werden im Winter die Winde durch die kaum isolierten Fenster hereinstürmen. Das weiß ich, ich kenne das, die Kälte, die durch meine Träume zieht. Einer wird in seifiger Pelzjacke aus dem letzten Jahrhundert hier sitzen und ein paar Sätzchen ins nicht vorhandene Kamin pfeifen. Etwa so: Ich will mir gar nicht vorstellen, wer alles keine Bleibe hat und allein auf den Straßen herumlungern muss, während andere in ihrer warmen Stube sich rote Backen mit ihrem teuren Rotwein aus Spanien antrinken und sich ein bisschen lächerlich vorkommen, dass sie eigentlich lieber einsame Wanderer sein und bei heroischer Kälte einem funkelnden Sternenhimmel in die Hände fallen möchten.

Ja, ich werde pfeifen, wie ich schon immer gepfiffen habe. Aus dem letzten Loch, wo ich nun angekommen bin. Bei mir zu Hause natürlich. Wollte einfach nicht sofort schon wieder vom Bekannten mich seelisch totschiagen lassen. Mag sein, dass das auf der Normalitätsskala ganz links bei Hirngespinnst liegt.

Und was die Angst vor Frauen, vor Lucia, betrifft, ist noch gar nichts, aber auch rein gar nichts passiert. Nicht mal etwas Phantastisches.

Ja, ja, Monsieur Plumèr, man kann und soll einfach nicht alle Probleme sofort und auf einmal lösen wollen. Wo kämen wir denn hin? Haben Sie doch ein wenig Geduld, bitte. Nehmen wir doch nicht schon gleich das Ende vorweg! Der Ritter hat ja auch noch gar keine richtige Aventure erlebt.

Das Leiden der Menschheit: die nichtgestellten Fragen

Wäre ich ein im dunklen Wald umherstreifender Held, träfe ich ganz sicher, aber trotzdem völlig unerwartet, jedoch lieber früher als später, auf einen oder gar mehrere Erzieher, Ratgeber, Mentoren, deren übernatürlicher Charakter sich nicht verleugnen ließe.

Im sehr himmlischen Café Schwatz (Oder habe ich mich verlesen und es heißt Café Schwarz oder eventuell doch Café Schatz? Bin das erste Mal hier, und wahrscheinlich auch das letzte Mal.), in dem ich gerade erst Platz genommen habe, sehen alle aus, als hätten sie einen sehr gewöhnlichen Charakter, offenkundig keine Zauberer, auch keine Verzauberten, keine Cundrie, auch keine Verkäufer von irgendwelchen das Bewusstsein erweiternden Elixieren, hier sicher nicht, aber auch kein Gurnemanz, kein Trevrizent. Und sowieso ist ja meinem Herzen der Zweifel benachbart und dafür muss bekanntlich die Seele mit Alleingang und Einsamkeit büßen. Und büßen muss ich auch, weil ich eine schwatzhafte und immer wieder literarische Preziosen stehlende Elster bin. Ich glaube nicht, dass ich je gerettet werden kann. Bin froh, dass noch ein kümmerlicher Rest des einfallsreichen Himmels in mir schlummert. Wie fühlt man sich eigentlich, wenn man noch bei Lebzeiten eine gerettete Seele vorweisen kann? Das möchte ich mal erleben.

Im Moment fühle ich mich rettungslos deplatziert. Mit meinen eindeutig zu wenig edlen Kleidern wähnt die Gästeschar wahrscheinlich, dass ich das seit fünf Tagen gehasste trübe Wetter verursacht hätte. Niemand von denen, die mir einen verstohlenen Blick zugewendet haben, wünscht sich, dass ich mich ihnen vorstellte. Und wahrscheinlich hätten sie nicht einmal Lust mich neu einzukleiden. Vom Café-Himmel drohen, gerade noch rechtzeitig zurückgehalten, Tränen aus Kristall, oder auch nur aus Glas, auf mich niederzuprasseln. Ein wahrlich teurer Jammer. Solche hohen Ausgaben werden

durch exorbitante Preise wieder wettgemacht. Die Sitzpolsterüberzüge übersteigen meine Garderobe an Wert um ein Vielfaches. Der Café hat, wie ich nach Konsultation der Getränkekarte vermute, um ein Geringes einen tieferen Preis als im Café Lavena am Markusplatz in Venedig. Ehrlich gesagt, ringe ich mit mir, ob ich nicht neben die ungewollte Provokation mit meinem Äußeren auch noch eine gewollte meines Verhaltens hinzufügen soll. Zum Beispiel laut rülpfen oder mit ausgestreckten Beinen den Durchgang versperren und jemanden zum Stolpern bringen. Kindisches Hippiegetue und sowieso vergebliche Müh. Die scheelen Blicke haben es nicht verdient, dass ich mich für sie entblöße.

Aber es bleibt keine Zeit für pubertäre Eskapaden, denn herein kommt eine schokoladenbraungebrannte Schönheit, mit Mann. Globales Format. Sie blickt nur kurz zu mir rüber. Ihr zwei funkelnden Äuglein pinnen mich sofort an die Wand, wo die Spezies „Unter meine Würde“ hängt. Aber *ich* schau sie an, länger als man darf. Wie kann man nur so schön sein? So viel Schönheit löst bei mir beinahe ein Gefühl der Scham aus. Aber dann: Die kenne ich doch? Ich meine natürlich so, wie man heutzutage eben „kennen“ sagt, wenn man sich Filme ansieht und Figuren und ihre Darsteller einem sich einprägen. Ich kenne sie sozusagen als zweidimensionales Geschöpf. Aber nun sitzt sie dreidimensional und recht lebendig am Tisch unmittelbar vor mir. Ich habe sie im Profil vor mir. Ihre Schönheit vernebelt mir dermaßen das Bewusstsein, dass mir ihr Name nicht einfällt. Irgendeine Jennifer Sowieso mit ihrem millionenfach kopierten süßen Lächeln.

Du kannst sie ja fragen. Unsinn, Monsieur Plumèr, ich kann doch nicht vor sie hintreten und sie fragen: Entschuldigen Sie, können Sie mir sagen, wie Sie heißen? Ich habe Sie schon öfters zweidimensional gesehen, aber leider ist mir Ihr Name entfallen. Möglicherweise deshalb, weil Sie jetzt dreidimensional vor mir sitzen und so blendend und umwerfend schön sind. Und nebenher könnten Sie mir vielleicht auch noch klar machen, warum Ihre Schönheit solch eine verzaubernde Wirkung hat.

Sie reden Englisch. Nein, amerikanisch. Ich verstehe zwar nichts, aber sie quaken wie Enten bzw. wie Donald Trump und Daisy Duck. Ja, ja, Monsieur Plumèr, ich weiß, dass das ein dummes Vorurteil ist. Dann bestätigt sich halt

jetzt gerade meine mit Vorurteilen gepolsterte Dummheit. Immerhin etwas, worauf ich mich bei mir ausruhen und auch verlassen kann.

Ich könnte mich doch einfach als ihr Onkel mütterlicherseits vorstellen, einer, von dem sie erst jetzt in Kenntnis gesetzt würde, ein lange unter dem Mantel des Schweigens gehaltenes Produkt eines Seitensprungs. Dann wäre sie sehr erfreut und würde sagen: Setzt Euch da her zu mir! Auf dass ich nicht das Gefühl habe, Sie sind bzw. „You are not a stranger, länger, Uncle Meikel.“

Auch der Mann verdient es, gendergerecht, dass ich mich ihm endlich auch zuwende. Er trägt eine Jacke mit Pelzinnenfütterung, die er getrost hätte in der Garderobe hängen lassen können, denn das himmlische Café ist ziemlich gut beheizt. Aber nein, er will sie, die teure Jacke, wohl nicht aus den Augen lassen, hängt sie auch nicht über den Stuhl, auf dem sitzend er den lässigen, entspannten Mann darzustellen sich bemüht, sondern er öffnet sie, auf dass man seinen breiten Oberkörper bewundere und Vermutungen über die Beschaffenheit der von Kieser-Maschinen gestählten Muskeln anstellt. Er hat dunkles nach hinten gesträhltes Haar, gegelt. Jeans und Sneakers im Globalformat. Er kommt einfach so pomadig großformatig daher, dass ich vorschnell schließe, dass er überall und nirgendwo zu Hause ist. Ein festes Zuhause braucht er wahrscheinlich auch nicht, denn er und seine Schönheit zählen zehn Wohnungen verteilt auf dem Globus zu ihrem Heimate. Das Plurale ist ihnen eigen geworden.

Es gaffen, wie ich erst jetzt bemerkte, natürlich außer mir auch alle anderen Gäste die zwei an, so dass ich ernsthaft beginne, Mitleid mit ihnen zu haben. Auch deshalb, weil die Entspannungsbemühungen des männlichen Anhängsels die Tendenz hat, ins Peinliche hinüber zu rutschen. Warum meint er, er müsse jemand anderen darstellen, als der, der er ist? Eine Frage, die ich ihm stellen könnte. Ihm die Frage zu stellen wäre sinnlos gewesen, denn mir wird sofort klar, dass er meint, er sei längst zu dem geworden, den er glaubte darstellen zu müssen. Das strengt ihn zwar ziemlich an, aber er will nicht mehr wissen, was für einer er eigentlich ist. Charaktermerkmale, die seine Individualität ausmachen, hat er über Bord geworfen, ihm ist der Wechsel eigen. Er will sich nur noch im Plural begegnen. Ihm sollen, wie einem Schauspieler zahlreiche Masken, die verschiedensten Individualitäten zur Verfügung stehen.

Ihm habe ich die Frage nicht gestellt. Mir selbst habe ich sie gestellt und auch gleich selbst beantwortet. Die Erdkugel ist dabei ihre tägliche Runde zu drehen und ich habe möglicherweise eine Chance verpasst, die Welt besser einzurichten. Bin eben kein Held, habe kein sagenhaftes Schwert in der Hand, und verpasse es, wie Parzival, der leidenden Menschheit die richtigen Fragen zu stellen.

Stumm wie ein Stockfisch vergaffe mich noch eine, zwei, drei erlaubte Sekunden in ihre Schönheit, weil man nicht auch noch das Faszinosum des Schönen der moralischen Korrektheit opfern darf, finde dann aber, dass es heutzutage keinen Sinn mehr macht, wenn man glaubt, mit einer, vielleicht auch zwei oder drei Fragen, die aus den Fugen geratene Weltordnung wieder einzurenken.

Dann ist genug Schönheit getankt, ich hole mir eine Zeitung. In mir ist noch ein Spur Wunderglauben aktiv. Darum lese ich vorerst mein Horoskop: „Venus ist schon sehr wirksam. Sie haben Spaß am Flirten und haben jemanden im Visier.« Ich erlaube mir nun doch noch mal, die nachbarliche Schönheit zu begutachten. Sie hat gerade Kaffee geschlürft und nun lacht sie laut, viel zu laut. Wie hässlich. Mein Spass am Flirten sackt zusammen. Oder ist etwa Lucia gemeint? Unter der Rubrik «Liebe und Partnerschaft» lese ich: «Wenn Sie glauben, dass Ihr Partner zu viel Macht über Sie gewonnen hat, wäre jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen, um das zu ändern. Werden Sie aktiv und klären Sie die Situation, bevor der Druck zu groß wird. Wenn Sie die richtigen Worte finden, lässt sich das Problem mit Leichtigkeit aus der Welt schaffen.» Das ist mein Problem, die richtigen Worte finden. Ich erwarte *Ihre* Vorschläge. In der Liebes-Spalte findet sich nichts Brauchbares mehr. Dafür schlummere ich mit den folgenden Sätzchen geistig ein. «Endlich ist es soweit! 2020 ist das Jahr der ganz grossen Erfolge. Der Glücksplanet Jupiter durchwandert das expansive Schütze-Zeichen. Da trifft es sich prima, dass Merkur die Jahresregentschaft innehat.» Das tönt geheimnisvoll und daher vielversprechend. Ich bin endgültig beruhigt von so viel Glücksversprechen. Auch zu Karriere und Beruf, lese ich, soll ich mich nicht beunruhigen lassen. «Sie können auf Verständnis hoffen, wenn Sie heute die Arbeit mal Arbeit sein lassen wollen. Um Ihr inneres Gleichgewicht zu bewahren, brauchen Sie ab und an eine kleine Auszeit und die sollten Sie sich jetzt erlauben. Da Sie ein

paar freie Stunden als Geschenk empfinden, geht von Ihnen dann eine gelöste Fröhlichkeit aus. Ihre Freunde werden darauf hocheifrig reagieren, ein gemeinsames Essen wäre eine gute Gelegenheit, sich mal wieder gründlich auszutauschen.» Sehr viel weiter unten steht: «Eins werden Sie 2020 mit Sicherheit lernen: Nein zu sagen!»

Unsinn, sagt Monsieur Plumèr, was du ganz sicher nie wirst lernen müssen, ist Nein-Sagen. Im Nein-Sagen bist du Profi. Nein-Sagen ist eine deiner hervorstechendsten Eigenschaften. Vielmehr könntest du zur Abwechslung mal lernen, Ja zu sagen. Zum Trost fällt mir noch ein letztes Sätzchen ins Auge: «Jupiter sorgt nämlich dafür, dass das Glück öfters mal wie eine Sternschnuppe in Ihr Leben fällt. Wünschen nicht vergessen!»

Mit diesem pseudometaphysischen Vogelfutter versorgt, bezahle ich, verabschiede mich von der amerikanischen Schönheit mit einem breiten Grinsen, das sie nicht bemerkt und daher auch nicht erwidern kann, und verlasse das Café de Schmatz oder Schwatz oder Schatz, was weiss ich, und komme mir vor wie der Idiot, der ich bin.

Neues Kapitel

Es war ein Montag

Am Montag soll mir keiner kommen. Ich mir auch nicht. Am Montag bin ich Schloss und Riegel. Am Montag habe ich noch Geheimnis. Noch verschnürt. Ein Rundum-Geheimnis-Paket für die Woche.

Aber im Laufe der Woche nestle ich an mir herum, reisse die Verpackung auf, lege mich aus. Und sonntags liegt dann überall Papier und Einband herum.

Der Sonntag ist der Tag der nackten Wahrheit. Er fühlt sich an, als hätte ich mich die Woche hindurch verraten. An die Welt. Dabei wollte ich mich doch nur an mich verpetzen.

Sonntagabend dann packe ich ihn wieder ein, für die nächste Woche, den «Blütentraum».

Die Vorräte gehen zur Neige.

Ich sah sie. Sie mich nicht. An einem Montag. Lucia Meraviglia. Das Wunder. Sie war auferstanden. Schlank war es. Das Wunder. Und das Wunder küsste einen Mann. Nicht mich. D e n Anderen. Ich erkannte sie, an ihrer rot-gelb-giftgrün gestreiften Hose. So eine Hose kann nur sie tragen. Auch wenn sie viel Stoff hatte wegschneiden und alles neu vernähen müssen. Oder frisch gewoben.

Er? Keine Ahnung. Er zeigte mir seinen Rücken. Ich war nicht dort, wo ich hätte sein können, sein müssen.

Freundschaftliches Küssen war das nicht. Liebeskuss war das. Gezielt und getroffen. Direkt in mein Herz. Vorne rein und hinten raus. Schon jetzt spüre ich, wie der scharfe Herbstwind durch mich hindurchzieht. Wenn ich jetzt so rede wie ein Kitschbruder, dann verdeckt das nur... Ach, das lässt sich gar nicht in verständliche Worte fassen. Das versteht nur, wer ich gewesen wäre. Jedenfalls, rings um mich herum bröckelte es. Ein Brechen, ein Krachen. Wie bei einem Felssturz, der weit oben beginnt, wo man das Rollen der Steine noch nicht sehen, aber sie schon Johlen und Brüllen hören kann: «Nicht mehr eingebrockt im Berg. Endlich frei.» Das Poltern wächst schnell zu einem Grollen an, und schon donnern sie auf mich nieder.

Irgendwann ist man nur noch zum Wegwischen. Ein Häufchen.

Dann drehte ich mich abrupt um und ging davon. Ich konnte mir die Wahrheit nicht länger ansehen. Das Wutfenster weit offen verzog ich mich rückwärts in meine Behausung. Dabei schwenkte ich die Wutfahne hoch über dem Kopf, *meinem* Kopf, weithin sichtbar. Alle dürfen und sollen wissen, dass ich es bin. Wütend.

Wozu denn das? Das interessiert doch niemanden? Und überhaupt, worauf bin ich wütend?

Das war noch unklar, obwohl doch nun einiges klar war. Als mir bewusst wurde, dass ich logischerweise nur auf mich wütend sein könne, trollte sich ich die Wut wieder in ihren Käfig. Was übrig blieb, war ich. Ich ohne mich. Ich hätte mich in keinem Spiegel erblicken wollen.

Machst du wieder Zirkus um dich?

Monsieur Plumèr wollte schon eine Diskussion anzetteln, als ich, und das war ein Glück, ein kleines Kind schreien hörte. Das schien unglücklich gefallen zu sein und es liess sich von der Mutter nicht trösten. Die Mutter wusste nicht, was tun, und sie setzte den Schreihals einfach wieder in seinen Buggy. Abwarten bis es sich ausgeschrien hat. Wahrscheinlich hatte das Kind schon lange keine Schmerzen mehr. Ich würde sagen, es schrie aus Wut. Nur weil es wütend war auf das Schicksal, das ausgerechnet es ausgewählt hatte, um wieder mal jemandem Schmerzen zuzufügen. Ich verstand sofort und ging zu Kind und Mutter hin. «Es will sich nicht trösten lassen.» - «Ja, kenne ich.» Ich packte Monsieur Plumèr aus und hielt ihn dem Kind hin. «Ich schenk ihn dir.» Sekundenlang hörte das Kind zu schreien auf und starrte mich verwundert, aber auch scharf an. Ich legte ihm Monsieur Plumèr auf den Schoss. Da begann es abermals zu weinen. Aber das war nun ein anderes Weinen. Kein Brüllen mehr, ein ängstliches Weinen, eines, das an die Mutter gerichtet war. Da packte das Kind Monsieur Plumèr und warf ihn auf den Boden. Dann streckte es die Arme zur Mutter aus. Die Mutter hob das Kind aus dem Wagen und tröstete es mit dem Satz, der eigentlich mir galt: «Schau, der Mann wollte dir ja nur etwas schenken.» – Ich langte mir Monsieur Plumèr und stopfte ihn wieder in die Jackentasche. Das Kind schaute mir zu. Es hatte aufgehört zu weinen. Als wäre es froh, dass es Monsieur Plumèr nicht mehr anschauen musste. «Entschuldigung.», sagte ich zur Mutter, «dass ich mich eingemischt habe. Ich glaube, ich habe einfach das Weinen nicht

zurückgehalten, äh ausgehalten.» – «Och, dafür müssen Sie sich doch nicht entschuldigen. Was meinen Sie, wie oft ich sein Weinen nicht mehr aushalte. Und zudem weint er ja jetzt nicht mehr.» Als ich mich verabschiedete, sagte sie noch: «Das ist übrigens eine drollige Puppe. Hat sie einen Namen?» – «Sie heisst Monsieur Plumèr.» Da lachte die Frau verschmitzt. «Die Puppe passt zu Ihnen. Die dürfen Sie nicht weggeben.» Da griff ich spontan in die Jackentasche, um mich zu vergewissern, ob Monsieur Plumèr noch da war. Hatte ich ihn verraten? Ich wollte ihn ja loswerden, ihn einem kleinen Jungen einfach schenken. «Ja, vielleicht haben Sie recht», gab ich zur Antwort. Dann trottete ich davon. Eine Sekunde lang gab ich mich dem Gefühl hin, ich stünde in Monsieur Plumèrs Schuld. Jedenfalls fühlte ich mich ihm wieder näher als je. Ich glaube das «Monsieur» lassen wir jetzt weg, sagte ich zu ihm. Ein freundschaftliches «Plumèr» ist von jetzt an angebracht.

Mir lag noch ihr Satz «Die Puppe passt zu Ihnen» im Ohr. Was meinte sie genau mit «Die Puppe passt zu Ihnen»? Das ist jetzt nicht so wichtig, sprach Plumèr, viel wichtiger ist der Schusskuss. Merkwürdigerweise, das hat wohl mit der Szene mit dem weinenden untröstlichen Kind und seiner Mutter zu tun, hatte sich der Schusskanal in meinem Herz schon wieder etwas geschlossen. Der übermächtige Wind des Jammerns über meinen Kleinmut fand den Eingang nicht mehr. Etwas war von mir abgefallen. Aber fehlt mir nun etwas? Ich könnte ja auch sagen, ich bin nun von diesem Fehlenden befreit.

Haile

Neuerding bin ich auf alle Wörter, die mit Lu wie Lucia beginnen, allergisch: Luder, Luft, Luke, Lump, Lunte, Lupe, Lust, Luxus. Man müsste sie verbieten! So wie man glaubt, den Rassismus gegen Schwarze ausrotten zu können, indem man die Redeweise von den Schwarzen, die jetzt nicht mehr schwarz, sondern als Maximalpigmentierte unter uns Weissen, also den Minderpigmentierten herumlaufen, verbietet.

Zudem vermisse ich in der City herumliegende Büchsen, die ich liebend gerne getreten und mit viel Krach herumgeballert hätte. Herumliegende Büchsen

gibt es an hellheiteren Wochentagen schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Immer wieder sehe ich gewissenhafte Bürger, die selbst zerknülltes Papier sofort vom Gehsteig entfernen und notfalls, wenn gerade kein Abfalleimer zur Hand ist, das Zerknüllte sogar in ihre Tasche stecken. Es soll ja aussehen wie in einer Stube. In meiner Stube lasse ich zuweilen zerknülltes Papier wochenlang liegen. Es handelt sich beim Zerknüllten meist um sinnlose Lyrikversuche. Ich hoffe nämlich, dass das literarische Gestammel sich allein mit dem Herumliegenlassen zu etwas Annehmbareren sammle.

Hier ein Beispiel: Untersuchung aus der Klinik des Ewigen Glücks – autodiagnostisch, auf höchstem Klageniveau. Ich habe Dachrinnenverstopfung, nur noch prostatatisch-homöopathisch tropft es mir aus der Hirnschale. Ebenfalls flockt mein Schmalzschnee einfallslos auf keinen fruchtbaren Boden. In verstaubten Tiegeln schmelzt meine poetische Leibspeise melancholisch vor sich hin. Vom Gedankenflug mit Bruchlandung weiss nur ich. Im Gasthof zum Glücklichen Frass gilt es zähledriges Gedankensoufflé bis zum Babybreistadium durchzukauen mit unendlicher Verdauungszeit, wahrscheinlich bis ich ideenmässig magersüchtig werde, es sei denn ich ersticke vorzeitig an Nachtschgedankenklössen.

Ein schwarzer, nein, ein dunkelhäutiger, nein, ein maximal pigmentierter Eritreer steht am Eingang eines Lebensmittelladens und bietet den Vorübergehenden die Zeitschrift der sozial benachteiligten Menschen an. Er ist gross, schlaksig und sehr jung. Als ich in den Laden hingehe, schaut er mich mit schmalem Lächeln an, als wäre er sich sicher, dass ich ein potentieller Käufer seiner Zeitschrift bin. Bin ich aber nicht. Vielmehr überlege ich mir, ob und inwiefern auch ich ein sozial benachteiligter Mensch bin. Taxifahrer zu sein ist auf jeden Fall kein Vorteil, eher ein Nachteil.

Aber die meisten Menschen nehmen sowieso in der breiten Überganszone zwischen Bevorzugten und Benachteiligten am Leben teil. Mal schwappen sie auf die Seite des Vorteils, mal auf die des Nachteils. Manchmal glauben sie, sie hätten den Vorteil verdient oder sie seien schuld am beinahe Ertrinken in der Nachteilsflut, manchmal haben sie einfach nur Glück oder Pech.

Im Laden kaufe ich mir einen runden Schokolade-Stängel, einen aus maximal pigmentierter Schokolade. Die neue Sprachregelung ist doof und mein

Witzchen über die neue Sprachregelung ist auch doof. Liebe Welt, wenn du so weiter machst, dann gehst du am Doofen unter. Es beginnt mit der Sprache. Das Denken folgt auf dem Fuss. Und dann kommt das Handeln. Da bin ich überzeugt von.

Schon im Hinausgehen muss ich ins Maximalpigment beißen. Es musste einfach wieder mal sein, diese Hingabe an die schwarze Süsse. Der Eritreer steht immer noch da und lächelt schon wieder. Na dann. Ich trete zu ihm hin und frage ihn auf Englisch, ob er Deutsch oder Englisch verstehe, oder Italienisch. Ich erinnere mich, dass die italienischen Faschisten auch einmal in Eritrea eingefallen waren, um ihren Frust keine grosse Kolonialmacht zu sein einigermaßen zu kompensieren. Englisch, sagt er und lächelt schon wieder. Zugleich wirft er einen gierigen Blick auf meine Schokolade. Ich folge seinem Blick und finde, ich hätte meine Gier ja befriedigt, also. Aber darf man, soll man? Ich halte ihm den Schokoladenrest hin. You like chocolate? Take it. I had enough. Er nimmt sie, wartet aber noch mit Reinbeißen. Weiss gar nicht mehr, warum ich zu ihm hingetreten bin. Vielleicht einfach nur, um ein bisschen an seinem Los zu schnuppern. What's your name? My name is Michael. Haile, sagte er. Er sagt auch noch «Dankeschön». Fine, sage ich und nun habe ich genug am Globalschicksal geschnüffelt. Als ich mich entferne, um mich wieder *meinem* mickrigen Regional-Schicksal zuzuwenden, sagt er auch noch «Schön Tag». Im Zurückblicken sehe ich, wie er genüsslich nach dem Schokoladestängel schnappt. Aber den habe ich ja schon zur Hälfte abgebissen. Wir teilen uns also die Schokolade. Oder war das jetzt wieder typisch rassistisch? Ich, der Weisse, überlasse ihm, dem Schwarzen, den Rest, den ich nicht mehr mag? Zehn Sekunden später kreuzen zwei uniformierte Herren meinen Weg. Polizei. Ich bleibe stehen und sehe, wie die zwei sich Haile, «meinem» Eritreer, nähern. Aha. Kontrolle. Also zurück. Ich positioniere mich hinter die zwei Polizisten, so dass die mich nicht sehen, dafür kann Haile mich sehen. Prälogisch stehe ich hinter ihm. Bereit für eine Heldentat. Haile zeigt ihnen seinen Ausweis. Ein ziemlich zerknittertes Ding. Irgendwas gefällt den Polizisten gar nicht. Er soll mit ihnen mitgehen. Auf den Posten, nehme ich an. – Wieso muss er auf den Posten? Ich stelle die Frage laut und deutlich. Ich staune selber, wie mutig ich bin. Da drehen sich die zwei Ps sehr langsam

zu mir herum. Ich ahne schon, was jetzt kommt. Denn die Langsamkeit heisst ja schon mal: Was will denn der? Warum wollen Sie das wissen? Fragt mich der eine. Er hat ein Namensschild. Markus Koller heisst er. Ich stelle mich auf den Standpunkt des einfachen Bürgers, der von den Staatsdienern, die er ja mit seinen Steuern bezahlt, berechtigterweise erwarten kann, dass sie ihm Auskunft über ihr Tun geben. Nicht ganz so geschraubt, aber doch sinnverwandt sage ich dem Herrn Koller das. Und dann sage ich auch noch, Haile sei ein Bekannter von mir. Aaaahaaa. Herr Koller liebt seine spezielle Bedeutung und Wertgrösse im Umgang mit einfachen Bürgern und dehnt daher bei Gelegenheit gern die Silben. Aber sein Begleiter, er heisst Urs Buchser, ahnt die unangemessene Eskalation mit dem einfachen Bürger und sagt schnell: Es handelt sich nur um eine kurze Abklärung, denn auf dem Ausweis sind die Buchstaben zum Teil überhaupt nicht mehr lesbar. Auch ich habe jetzt enorm viel Lust «Aaaahaaa» zu sagen. Will es aber nicht mit Herrn Koller verderben. Urs Buchser beeilt sich hinzuzufügen, dass nichts geschehen würde, wenn seine Bewilligung in Ordnung sei. Es ist nicht nötig, dass Sie mit auf den Posten kommen. Er muss geahnt haben, dass ich mit auf den Posten gehen will. In zwanzig Minuten steht «er» wieder da. Haile weiss nicht recht, wie ihm geschieht. Ich beruhige ihn und erkläre ihm englisch, was auf ihn zukommt. Aber Haile bleibt ruhig. Wahrscheinlich ist der Gang auf den Posten nicht sein erstes Mal. Ich lasse ihn mit Koller und Buchser allein abmarschieren.

Beim Gang durch die Fussgängerzone wird mir ein frisches Kosmetika angeboten, das selbst Zornfalten zum Verschwinden bringen kann. Wohin wird wohl der Zorn gehen, wenn er sich nicht mehr auf der Stirn zeigen darf? Eine Bäckerei ist sich pretty sure, dass sie mir ungeahnte Genüsse verschaffen könne, sofern ich nur einträte. Die Spielothek an der Ecke bietet Livewetten ab 6 Uhr morgens an. Das ist mir eine zentrale Botschaft, denn es könnte ja sein, dass mir das Glück nur zwischen 6 Uhr und 6 Uhr 15 morgens winkt. Meine Gewissheit, dass die Welt an geistiger Ermüdung zu Grunde gehen wird, erhärtet sich.

Ein rundes Mondgesicht lächelt

Leben ohne Auftrag. Ich erwarte nichts. Ich bin zu nichts bereit. Das Verhängnis hat mich in den Aktenschrank abgelegt. Der Abspann zum Film meines Scheiterns läuft. Die Fracht ist gelöscht. Ein nächstes Auslaufen liegt nicht mehr drin. Der Frachter wird in die Werft zum Abwracken verschoben. An eine Generalüberholung ist nicht gedacht. Möglich, dass ich ab und an noch einen Einsatz als Nostalgieboot für einmalige Heimwehfahrten auf einem idyllischen Kleinstsee erhalte. Aber eher nicht, denn dafür bin ich zu schmucklos, kümmerlich und zudem setze ich ja schon Rost an. Es wird zu einer längeren Demontagephase kommen. Bin ja schon dabei, mich zu sezieren und in Einzelteile zu zerlegen. Viel Recyclbares wird dabei nicht abfallen. Als Begleitmusik zur gemütlichen Zersetzung sind sarkastische Sprüche durchaus willkommen.

Ich glaube, ich werde jetzt wieder ein gewöhnlicher Mensch werden. In der Zeit, als ich dachte, ich könnte mir einen grossen Auftrag geben, sah ich mich als kein gewöhnlicher Mensch an, denn ich hatte eine Idee, eine Idee, die mein Leben umkrepeln sollte. Ich glaubte, ich hätte es selbst in der Hand, indem ich mir einen grossen Auftrag gebe. Aber er kam nicht, bzw. ich konnte ihn mir nicht geben. Die Verhältnisse liessen es nicht zu und ich war nicht fähig, solchen Verhältnissen etwas entgegenzusetzen.

Ideen können die Welt und die Menschen verändern, aber sie liegen nicht auf der Strasse herum wie Herbstblätter, so dass man sie bloß aufzulesen bräuchte. Sie sind schwer zu finden. Sie verstecken sich. Man findet sie eher zufällig und selten. Wie ein Grandiderit, dieser sehr seltene Edelstein. Der sieht aus wie gefrorene Algen. Je nach Blickwinkel schimmert er eher grün oder blau. Und genau das trifft ja auch auf Ideen zu. Sind sie einem endlich zugefallen, so kann man sie je nach Blickwinkel für grossartig oder für idiotisch halten.

Die meisten gewöhnlichen Menschen wollen keine gewöhnlichen Menschen sein. Wenn ich nur so bin wie ein anderer auch ist, dann weiss ich ja nicht mehr, wer ich bin, ich im Besonderen, nicht ich im Allgemeinen. Aber dann passiert es den meisten Menschen, dass sie keine grosse Idee haben. So wie mir.

Man glaubt als junger Mensch, man hätte eine gute Idee gehabt, wenn man sich zu einem bestimmten Beruf oder Studium entscheidet. Andere reden dir

gut zu, bis du dir auch gut zuredest und es für eine gute, ja sogar für «deine» gute Idee hältst, nur um dir ein paar Jährchen später zu sagen, mit dir hätte es auch anders herauskommen können.

Pläne, die schon millionenfach gemacht worden sind, Vorsätze, die Millionen schon gehabt haben, sind mitnichten aus grossen Ideen hervorgegangen. Das sind Vorgaben, die zu erfüllen sind. Menschen wollen eine gute Abschlussprüfung machen, sie wollen die Richtige heiraten, sie wollen Kinder haben; dann machen sie Ferien in der Karibik und dann haben sie Probleme, in der Ehe und mit den Kindern und mit dem Chef, und dann wollen sie eine andere Frau und andere Kinder und einen anderen Chef und dann und dann. Aber das ist Leben ohne Idee. Das ist Trampeln in Trampelpfaden auf einem immer schon ausgeschilderten Parcours. Das ist der Typ Leben, der sich einem empfiehlt, wenn man noch gar nicht gelebt hat, aber keinen Auftrag hat. Diese Art Leben liegt vor als eine Art Minigolf-Parcours. Beispiel ihn! Es gibt Punkte. Man muss sich konzentrieren, um das Loch zu treffen. Die Fahrt der Kugel muss mittelmässige Temperament haben. Nicht zu forsch, nicht zu morsch; nicht kopflos drängeln, aber auch nicht selbstzufrieden zaudern.

Man soll dabei seinen Spass haben. Wer keinen Spass hat, nimmt Spass fördernde Tabletten. Wer dann immer noch keinen Spass hat, der hat ein gravierenderes Leiden. Dagegen gibt es die pinken Tabletten.

Ich habe mich immer geweigert den Minigolf-Parcours zu bespielen.

„Aber nun werde ich der sein, der ich sein werde.“ Das „werde“ ist gestrichen. Ich bin nur noch der, der ich bin. Unschuldig. Wer nichts vorhat, kann sich nicht schuldig machen, kann an kein Kreuz genagelt werden. Weder real noch symbolisch. Einer, der dazu steht, dass er nur ein gewöhnlicher Mensch ist, der nichts vorhat, braucht nichts zu befürchten.

Müsste ich denn nicht erröten, dass ich nicht der bin, der ich sein will? Habe ich mir nicht ganz einfach zu wenig Mühe gegeben? War ich nichts als willensschwach?

«Ich glaube, ich werde jetzt *wieder* ein ganz gewöhnlicher Mensch werden.»

«Wieder»! Wieso wieder? Wie war ich mir denn, bevor ich diesen Wahn vom Auftrag hatte? Ich strenge mich sehr an, um herauszufinden, ob ich jetzt vor meinem Wahn schon ein gewöhnlicher Mensch war oder nicht. Aber es

gelingt mir nicht. Denkblockade. Oder vielmehr. Ich will die Frage gar nicht beantworten. Muss man alle Fragen, die man sich selber stellt, auch beantworten? Nicht einmal diese Frage will ich beantworten. Eine mögliche Antwort interessiert mich gar nicht. Genug Gedankenketten geschmiedet, die zu nichts oder fast nichts führen.

Plumèr meint, ich könnte mich doch mal handwerklich betätigen. Was mit den blossen Händen tun. Andere täten das auch. Sie haben ein Hobby. Einziger Sinn: der Depression ein Schnippchen schlagen, ihrem Sog entkommen. Möglich, obwohl, ich bin handwerklich total unbegabt. Und zudem, was gäbe es denn da zu tun? Und ich habe ja keine Bude, in der ich hämmern, schleifen und sägen könnte.

Ich bin einfach viel zu gut im Ausreden finden. Selbst Plumèr setzt nicht zu einem argumentativen Rundschlag an.

Es ist nach zehn Uhr abends. Ich gehe hinaus auf die Strasse vor meiner Wohnung. Zielloses Schlendern. Das erinnerte mich an mein Verfolgungstour hinter dem kugelförmigen, kleinen Mann und seinem Pekinesen Hündchen, den ich zuerst für einen Zuhälter, dann für einen verdächtigen Kriminellen und später für einen sehr seltsamen und nicht minder verdächtigen Fotografen hielt. Leider habe ich den Mann seither nicht mehr gesehen. Auch jetzt bei dieser nächtlichen Quartiersbegehung taucht er nicht auf. Die Strasse liegt stumm da. Das Licht der Strassenlampe wirft immer noch fahles und mattes Licht auf die geparkten Autos. Auch die haben nicht vor. Alles steht und liegt unauffällig da.

Wenn einem nichts auffällt, fällt einem auch nichts ein. Mein Kopf ist so leer, wie schon lange nicht mehr. Ein Zombie geht durch die Nacht. Er registriert die Büsche in den Vorgärten, die mit überdimensionierten Schlössern gesicherten Fahrräder, die in die Hauswand eingefügten Briefkästen, die freistehenden Briefkästen, die Namensschilder auf den freistehenden Briefkästen: Schneider, Sutter, Berger, Karen, Vasic, Zeqiri, Schaub, Rodriguez. Sie alle kennen den Zombie nicht und er kennt sie nicht. Der Zombie geht weiter. Ein Zombie weiss nicht, wohin er geht. Er geht einfach. Durch die Nacht. Ein Zombie kommt nie an.

Vor dem Zebrastreifen über die Cityringstrasse halte ich an. Hier ist was los. Autos brausen vorüber. Es gibt keine Ampel. Aber eine Autofahrerin in einem

dunklen Fahrzeug ist freundlich. Sie hält an, um mich hinüberzulassen. Während ich die Strasse überquere, muss ich daran denken, wie die wartende Fahrerin mich betrachtet. Der Zombie schaue zu ihr hin. Sie hat ein rundes Mondgesicht. Das lächelt. Unaufgeregt. Ich habe das Gefühl, dass sie darauf gewartet hat, dass ich zu ihr hinschaue. Ich schaue, wie eben ein Zombie schaut. Sie lächelt immer noch. Weiss der Himmel weshalb. Der Zombie geht schon mal hinüber, ich bleibe mitten auf dem Streifen stehen und lächle zurück. Sie hat es gesehen, mein Lächeln. Sie strahlt jetzt sogar noch ein bisschen mehr als zuvor. Treffer. Glück gehabt. Kleinglück. So was kommt vor. Kleinglück kommt häufiger vor als Grossglück. Ein Grossaufträge kommen gar nicht. Aber passieren kann ja immer was. Bis dann freundliches Lächeln üben.